

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der
Universität Paderborn



Jg. 18, 2005

Heft 2

IMPRESSUM

PHM, vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn
Nr. 18, 2005, Heft 2.

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn
Dr. Margit Naarmann, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut

Redaktion: Dr. Guido Berndt, Warburgerstr. 100, 33098 Paderborn
Ulrike Claßen, Aspenstr. 32a, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten
Dr. des. Stefanie Dick, Piepenturmweg 5, 33100 Paderborn
Martin Dröge M.A., Zur Schmiede 35, 33098 Paderborn
Gunnar Grüttner M.A., Birkenweg 15, 33102 Paderborn
Manuel Koch, Giersstr. 31, 33098 Paderborn
Ansgar Köb M.A., Schlesierweg 9, 33104 Paderborn
Roland Linde, Am Kreuztor 6, 48147 Münster
Dr. Mareike Menne, Am Kleeberg 14a, 33178 Borcheln
Dr. Joachim Ruffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest
Dr. Michael Ströhmer, Faulensieksweg 11a, 33034 Brakel
Peter Tilly, Lüneburger Str. 32a, 29223 Celle

E-Mail-Adresse: PeterTilly@aol.com

ISSN: 1437-6660

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

INHALT

Aufsätze

- MARTIN DRÖGE, „Deutschland frei und groß durch und für sich selbst.“
Die nationalistische Seite der „Westfälischen Zeitung“ im Revolutionsjahr
1848..... 148
- DIETER RIESENBERGER, Franz Stock (1904–1948). Seine Berufung war
Frankreich..... 170

Miszellen

- SIMONE HEIMANN, Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte,
Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik. Zur Einstimmung auf eine
große kunst- und kulturhistorische Ausstellung in Paderborn 194
- GUNNAR GRÜTTNER, Geschichte lehren an der Hochschule –
Bestandsaufnahme, methodische Ansätze, Perspektiven. Tagung zur
Hochschuldidaktik an der Universität Paderborn vom 8. und
9. September 2005 199
- SASCHA KÄUPER, „Bischöfliches Bauen im 11. Jahrhundert.“ Tagung des
Archäologisch-Historischen Forums vom 18. bis 20. Mai 2005 in
Paderborn..... 203
- MICHAEL STRÖHMER, 60 Jahre Kriegsende – Westfälische Beiträge und
Perspektiven. Bericht zur 14. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“
des Historischen Instituts der Universität Paderborn vom 5. November
2005..... 206
- ANDRES LAUBINGER / JENS SCHNEIDER, Hans-Hugo Steinhoff in
Paderborn..... 207

Rezensionen224

Koppenborg, Hexen in Detmold (*Ströbmer*) – Katholisches Pfarramt
St. Michael Brakel, 700 Jahre Krankenhaus Brakel (*Dröge*) – Lilla,
Leitende Verwaltungsbeamte und Funktionsträger in Westfalen und Lippe
(*Pöppingbege*) – zur Nedden, Die Strafrechtspflege im Königreich
Westphalen (*Lazaridis*) – Vogt, Farbige Paderborn/Kinder vom
Ikenberg/Paderborner ABC (*Steins*) – Schwede, Das Münzwesen im
Hochstift Paderborn (*Steinbach*) – Schneider/ Wemhoff, 10 Jahre
Stadtarchäologie in Paderborn (*Hardt*) – Neuwöhner, Den Kampf um die
Freiheit verloren? (*Heger*)

Autorenverzeichnis241

Vereinsnachrichten242

„Deutschland frei und groß durch und für sich selbst.“

Die nationalistische Seite der „Westfälischen Zeitung“ im Revolutionsjahr 1848

von Martin Drüge

Einleitung

Die Wochenzeitung „Die Zeit“ titelte in einem Themenheft zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848 in Anlehnung an Schiller „Freiheit, schöner Götterfunken! Europa und die Revolution 1848/49“¹ und trug so massenwirksam zur Verbreitung eines Geschichtsbildes von der 48er Revolution bei, das die freiheitlichen Bestrebungen stark betont und die nationalen Vorstellungen der Zeitgenossen fast komplett ausblendet.² Die meisten bundesdeutschen Darstellungen zur Geschichte der Revolution von 1848/49 legen ihren Schwerpunkt auf die innenpolitische Lage in Deutschland. So untersucht die ältere, linksliberale Forschungsrichtung vornehmlich die bürgerlichen Freiheitsbestrebungen der Achtundvierziger. Hier wird oft die Kontinuität und Übernahme der Errungenschaften der Verfassungsarbeit von 1848 in das bundesdeutsche Grundgesetz betont. Diese Anschauungen sind seitdem in der Öffentlichkeit weit verbreitet.

Eine jüngere Richtung der geschichtswissenschaftlichen Forschung untersucht hingegen die national- und außenpolitischen Vorstellungen im deutschen Liberalismus des 19. Jahrhunderts, wobei auch die Macht- und Gewaltbereitschaft in liberalen Kreisen deutlich hervorgehoben wird. Bezogen auf die Revolution von 1848 hat die Studie von Günter Wollstein³ aus dem Jahr 1977 für diese Thematik eine Vorreiterrolle gespielt. Wollstein stellt in seiner Habilitationsschrift die nationalen und außenpolitischen Ziele der Frankfurter Nationalversammlung ausladend dar. Aufbauend auf seinen Ergebnissen erschienen in den 1990er Jahren vereinzelt weitere Arbeiten zu diesem Themenkomplex.⁴

¹ Freiheit, schöner Götterfunken! Europa und die Revolution 1848/49, ZeitPunkte Heft 1/98 hg. von „Die Zeit“.

² Vgl. SCHWARZ, Angela: Nationale und expansionistische Ziele der Frankfurter Nationalversammlung und der Umgang mit ihnen in Geschichtswissenschaft und politischer Festkultur (1848–1998), in: Historische Mitteilungen 12 (1999), Heft 2, S. 182–206, bes. S. 197–206.

³ WOLLSTEIN, Günter: Das „Großdeutschland“ der Paulskirche. Nationale Ziele in der deutschen Revolution 1848/49, Düsseldorf 1977.

⁴ MEYER, Manfred: Freiheit und Macht. Studien zum Nationalismus süddeutscher Liberaler 1830–1848, Frankfurt am Main 1994; NÄGLER, Frank: Von der Idee des Friedens zur Apologie des Krieges. Eine Untersuchung geistiger Strömungen im Umkreis des Rotteck-Welckerschen Staats-Lexikons, Baden-Baden 1990; FENSKE, Hans: Ungeduldige Zuschauer. Die Deutschen und die europäische Expansion 1815–1880, in: REINHARD, Wolfgang (Hg.): Imperialistische Kontinuität und nationale Ungeduld im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1991, S. 87–123. Zum neuesten Forschungsstand siehe auch KLENKE, Dietmar: Deutsche Nationalreligiosität zwischen Vormärz und Reichsgründung. Zur innen-

Dennoch zeigt eine Sichtung der Literatur, die anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Revolution im Jahre 1998 erschienen ist, dass sich diese Forschungsrichtung noch nicht durchsetzen konnte. Vielmehr wird erkennbar, dass 1998 besonders die europäischen Zusammenhänge der Revolution einen wichtigen Forschungsansatz darstellen.

In dem Aufsatz „Abschied vom Völkerfrühling? National- und außenpolitische Vorstellungen im konstitutionellen Liberalismus 1848/49“⁵ weist der Münchener Historiker Manfred Kittel auf dieses Manko hin. Kittel arbeitet zwei konträre Forschungsmeinungen heraus: Danach vertritt eine Richtung die These, dass es einen aggressiven Nationalismus bereits im Vormärz gegeben habe. Die Vertreter dieser Ansicht sehen eine Kontinuität des Nationalismus vom Vormärz bis in das Kaiserreich von 1871.⁶ Die andere Forschungsmeinung stuft den Liberalismus trotz seiner Rhetorik von Macht und Ehre außenpolitisch eher moderat ein.⁷ Sie sieht einen Wandel zu einer zweckbetonten Außenpolitik. Ein Umschwung von der Ideal- zur Realpolitik habe in den Jahren 1848/49 stattgefunden. Ulrike von Hirschhausen betont in ihrer Studie über die „Deutsche Zeitung“ in den Jahren 1847–1849⁸, dass Macht- und Gewaltbereitschaft den nationalen Liberalismus weit weniger als die Kontinuität frühliberaler Freiheitstopoi gekennzeichnet habe.⁹ Aussenpolitisches Ziel der Liberalen sei ein starkes Deutschland, nicht jedoch ein imperialistischer Machtstaat gewesen.¹⁰

Kittel steht dieser These kritisch gegenüber. Er stellt in seiner Studie die Frage, welche überregionalen Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede es im konstitutionellen Liberalismus¹¹ bezüglich der außenpolitischen Vorstellungen gegeben habe und ob weiteren Kreisen der gemäßigten Liberalen in anderen Teilen Deutschlands der „Abschied vom Völkerfrühling“¹² ebenso schwer gefallen sei wie den gemäßigt liberalen Publizisten der deutschlandweit vertriebenen „Deutschen Zeitung“ aus Heidelberg. Hierzu untersucht er mehrere süddeutsche und südwestdeutsche Zeitungen bezüglich ihrer Stellungnahmen zu

und aussenpolitischen Dynamik der deutschen Nationalbewegung, in: *Historisches Jahrbuch* 123 (2003), S. 389–447.

⁵ KITTEL, Manfred: Abschied vom Völkerfrühling? National- und außenpolitische Vorstellungen im konstitutionellen Liberalismus 1848/49, in: *Historische Zeitschrift* 275 (2002), S. 333–383.

⁶ Zu den gemeinten Vertretern siehe die Literaturangaben bei Anm. 4.

⁷ NIPPERDEY, Thomas: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S. 629f.; GALL, Lothar, Liberalismus und auswärtige Politik, in: HILDEBRAND, Klaus/POMMERIN, Reiner (Hg.): *Deutsche Frage und europäisches Gleichgewicht*, Köln/ Wien 1985, S. 31–46, hier S. 39.

⁸ HIRSCHHAUSEN, Ulrike von: *Liberalismus und Nation. Die Deutsche Zeitung 1847–1850*, Düsseldorf 1998.

⁹ HIRSCHHAUSEN, *Liberalismus und Nation*, S. 325; ebenso von der Aussage her, nur anders formuliert auf S. 284.

¹⁰ HIRSCHHAUSEN, *Liberalismus und Nation*, S. 324.

¹¹ Zum „Konstitutionellen Liberalismus“ siehe die Beschreibung in KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 340.

¹² Zum Begriff des Völkerfrühlings JAWORSKI, Rudolf: *Völkerfrühling 1848*, in: LANGEWIESCHE, Dieter (Hg.), *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849*, Karlsruhe 1998, S. 6–51.

dem Verhältnis Deutschlands zu den Großmächten Frankreich, England und Russland, zu den territorialen Brennpunkten der nationalen Frage, Posen und Schleswig-Holstein, und zum Problemfeld der Grenzen eines zu errichtenden deutschen Nationalstaats in der Mitte Europas.¹³ Kittel kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass sich die These von Hirschhausen nicht erhärten lasse. Diese träfe zwar tendenziell für die Avantgarde zu, die bei der „Deutschen Zeitung“ vertreten sei, berücksichtige aber nicht die stärker nationalistischen außenpolitischen Vorstellungen der konstitutionellen Liberalen in den ländlicheren Gebieten in Süd- und Südwestdeutschland und erst recht nicht in den übrigen Teilen wie in Preußen und im „Dritten Deutschland“.¹⁴

Kittel formuliert als eigene These, dass sich vom Ausbruch der Revolution im März 1848 bis zum Scheitern im September tatsächlich so etwas wie ein „Abschied vom Völkerfrühling“ vollzogen habe. Gelegentlich zu hörende aggressive Untertöne seien zum herrschenden Tenor geworden.¹⁵ Gerade in der Posen- und Schleswigfrage hätten die Liberalen erkennen müssen, dass die Formulierung von Grund- und Freiheitsrechten, zu denen auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker gehörte, keineswegs automatisch zum Ausgleich zwischen den Nationen führen musste.¹⁶ Er stimmt in diesem Zusammenhang der These von Dieter Langewiesche zu, der von einem „spezifischen Gemisch von Partizipation und Aggression“ im Liberalismus des 19. Jahrhunderts spricht¹⁷, und stellt für den Liberalismus in dem von ihm untersuchten Gebiet ebenfalls ein solches Gemisch aus emanzipatorischen und aggressiven Elementen fest, welches vor, während und nach der Revolution von 1848 auch für die anderen europäischen Nationalbewegungen charakteristisch gewesen sei.¹⁸

Ausgehend von diesen Ausführungen zum Forschungsstand soll nun für die preußische Westprovinz Westfalen eine exemplarische Untersuchung auf lokaler Ebene zu der geschilderten Thematik vorgenommen werden. Als Quelle dient insbesondere die „Westfälische Zeitung“ aus Paderborn. Anhand von Aussagen aus diesem Presseorgan können Rückschlüsse über die außenpolitischen Vorstellungen sowie über Machtstreben und Gewaltbereitschaft der gemäßigten Liberalen in Paderborn gewonnen werden. Der Untersuchungszeitraum beginnt Anfang April 1848 und geht bis Ende September desselben Jahres. Am 6. April wurde die Zeitung gegründet. Sie trat an die Stelle des „Gemeinnützigen Wochenblatts für Stadt und Kreis Paderborn“. Der Endpunkt wurde gewählt, da bis September wesentliche Entwicklungen zur Thematik der Fragestellung abgeschlossen

¹³ KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 337f.

¹⁴ KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 378. Gemeint sind hier die deutschen Mittelstaaten neben den Großmächten Preußen und Österreich.

¹⁵ KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 382.

¹⁶ KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 383 u. S. 380.

¹⁷ LANGEWIESCHE, Dieter: Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: zwischen Partizipation und Aggression. Vortrag vor dem Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung am 24. Januar 1994, Bonn 1994.

¹⁸ KITTEL, Abschied vom Völkerfrühling, S. 379f.

sind. Gleichzeitig kann so der Konflikt um eine großdeutsche bzw. kleindeutsche Lösung der Reichseinigung, die ab Oktober in den Mittelpunkt rückte, zeitlich ausgegrenzt werden.

Die politische Ausrichtung der „Westfälischen Zeitung“

Nachdem am 17. März 1848 in Preußen die Freiheit der Presse verkündet worden war, kam es zu einer Gründungswelle von neuen Zeitungen.¹⁹ Im Zuge der neuen Pressefreiheit wurde am 6. April 1848 auch die „Westfälische Zeitung“ gegründet, die nun das Melde- und Anzeigenblatt „Gemeinnütziges Wochenblatt für Stadt und Kreis Paderborn“ ablöste. Die erste Ausgabe enthielt ein „politisches Glaubensbekenntnis“.²⁰ Im „Prospect“ forderte die „Westfälische Zeitung“:

„Herrschaft des Bürgerthums, Deutsche Reichsverfassung, Deutschland frei und groß durch und für sich selbst.

Wir wollen, dass das Staatswesen seinen Weg nehme wie der Volkswille es fordert. Deßhalb sind wir außer den schon zugesicherten Grundlagen des konstitutionellen Staatswesens auch für: allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit; jährliche Kammern; unverkümmertes Vereinigungsrecht; Selbstgericht und Selbstverwaltung des Volkes mit Wechsel und Volkswahl der Beamten in allen unteren Kreisen des Staatslebens; unabhängige Gerichtshöfe; Freiheit des Grundbesitzes; aufsteigende Einkommenssteuer; Steuerverwaltung, unabhängig von der Regierung und verantwortlich der Volkskammer; Volksbewaffnung mit künftiger Verminderung des stehenden Heeres.“²¹

Das politische Programm der „Westfälischen Zeitung“ war somit liberal-demokratisch geprägt. Auf der Grundlage einer Verfassung für ein geeintes Deutsches Reich sollte eine bürgerliche Gesellschaft etabliert werden. Aus eigener Kraft sollte Deutschland zu nationaler Größe und Stärke aufsteigen, befreit von der Uneinigkeit der deutschen Kleinstaatwelt. Die zugesicherte Verfassung galt als Selbstverständlichkeit, und der Volkswille sollte durch weitere Verfassungsbestimmungen, die den sogenannten Märzforderungen entsprachen, gestärkt werden: allgemeines Wahlrecht, eine regelmäßig tagende Volksver-

¹⁹ Vgl. zum westfälischen Pressewesen von 1848 KOSZYK, Kurt: Das Pressewesen in Westfalen 1848/49, in: CONRAD, Horst/ REININGHAUS, Wilfried (Hg.), Für Freiheit und Recht. Westfalen und Lippe in der Revolution von 1848/49, Ausstellungskatalog, Münster 1999, S. 99–106. Kurz zu Paderborn: KIEPKE, Rudolf: Die liberale Paderborner Presse zur Revolutionszeit von 1848, in: Die Warte, 2 (1933), S. 28–31, zur historischen Entwicklung der Paderborner Presse DERS.: Die Geschichte der Paderborner Presse von ihren ersten Anfängen bis zum Ausgang des Kulturkampfes (1599–1880), Münster 1931. KIRCHHÜBEL, Britta: Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849) (Potsdamer Beiträge zur Geschichte), Köln 2003.

²⁰ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 1.

²¹ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 1.

tretung, Vereinigungsfreiheit, Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung, unabhängige Gerichtsbarkeit, Eigentumsfreiheit, unabhängige Steuerverwaltung und allgemeine Volksbewaffnung. „Es waren neben dem großen nationalen Anliegen in erster Linie demokratische und liberale Anliegen, die das Blatt verwirklicht wissen wollte“, schreibt Erhard Behrbalk über die ersten Jahre der Zeitung.²² Das im Jahr 1848 im Vordergrund stehende große nationale Anliegen war die auch von der „Westfälischen Zeitung“ aufgestellte Forderung nach der „Wiedergeburt Deutschlands“: „Nur ein starkes, einigtes Deutschland [...] kann Freiheit, Ehre und Wohlstand für uns alle geben und für uns alle schirmen.“²³ Nur durch ein starkes Deutschland sah die „Westfälische Zeitung“ den Wohlstand einer bürgerlichen Gesellschaft gesichert. Ferner war man der Überzeugung, dass nur eine starke Nation fähig sei, die Ehre Deutschlands zu verteidigen.

Der abstrakte Begriff „Ehre“ hatte in der damaligen Gesellschaft einen außerordentlich hohen Stellenwert. Man denke nur an die Duellkultur der Akademiker, Offiziere und des Adels, nach der bei Verletzung der persönlichen Ehre ein Duell auf Leben und Tod verlangt werden konnte.²⁴ Entzog sich ein potentieller Duellant der Pflicht, seine körperliche Unversehrtheit in einer bewaffneten Konfrontation aufs Spiel zu setzen, um dadurch seine Ehre und Stellung wieder herzustellen, musste diese Person mit gesellschaftlichen Sanktionen rechnen. Der individuelle Ehrbegriff jener interpersonellen Duellkultur wurde hier nun auf ein kollektives Gebilde, auf die deutsche Nation, übertragen. Allerdings hätte sich in der Konsequenz aus einer nationalen Ehrverletzung nicht ein Duell von zwei Personen auf einer Waldlichtung ergeben, sondern eine kriegerische Auseinandersetzung mit einer anderen Nation, um die nationale Ehre wieder zu bewahren. Eine starke Nation galt darüber hinaus als Garant für die Erhaltung der Freiheit. Bei der zitierten Textstelle lässt sich nicht sicher entscheiden, welche Auffassung des Freiheitsbegriffes hier konkret gemeint ist. Zum einen könnte der Verfasser der Zeilen die Freiheit des Individuums im Blick gehabt haben, aber auch ein kollektiver Freiheitsbegriff, der auf die Befreiung der Nation von der partikularen Fürstenherrschaft zielte, kann hier nicht ausgeschlossen werden.

Die Agitation für ein starkes, geeintes Deutschland sowie die dazugehörigen Überlegungen, Meinungen und Ansichten waren – neben anderen – ein zentrales Thema im Revolutionsjahr. Die „Westfälische Zeitung“ forderte „eine wahrhafte Reichsregierung“, die aus „einem Reichstage, einem Reichsministerium und einem Reichsoberhaupt“ be-

²² BEHRBALK, Erhard: Die „Westfälische Zeitung“. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Tagespresse im 19. Jahrhundert (1848–1883), in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 54 (1958), S. 1–161, hier S. 52. Behrbalk nennt zwar im Titel 1848 als Anfang seines Untersuchungszeitraumes, tatsächlich beginnt er mit der ausführlichen Betrachtung der Quellen erst mit dem Jahre 1849.

²³ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 2.

²⁴ Zur Duellkultur im 19. Jahrhundert siehe auch FREVERT, Ute: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

stehen sollte. Bei der Frage nach der Staatsform entschied sich die „Westfälische Zeitung“ für eine konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage: „Das jetzt Praktische, das jetzt auf friedlichem Wege Erreichbare ist die konstitutionelle Monarchie für alle deutschen Lande auf demokratischen, d. h. auf gleichmäßiger und vollständiger Berechtigung aller Bürger beruhenden, Grundlagen.“²⁵ Die republikanische Staatsform wurde zunächst abgelehnt; man sah nur wenig Unterstützung im deutschen Volk und die Gefahr der gesellschaftlichen „Zerrüttung Deutschlands.“²⁶ Fern halten wollte man sich von allen religiösen Fragen.²⁷

Die Zeitung sollte „kurz und bündig und zugleich in klarer und jedermann verständlicher Weise“²⁸ verfasst werden, gleichzeitig sollte der Preis für eine Ausgabe für breite Kreise erschwinglich bleiben. So wollten die Herausgeber dem gestiegenen Informationsbedürfnis breiter Schichten entgegenkommen und politische Bildung verbreiten, die man für „jeden Mann“ als notwendig erachtete.²⁹ Diese Voraussetzungen und die politische Zielsetzung der Zeitung müssen dazu beigetragen haben, dass aus der „Westfälischen Zeitung“ in den ersten beiden Jahren ihres Erscheinens „das größte Organ der Demokraten Westfalens“ – so Behrbalk – wurde.³⁰ In der Stadtgeschichte von Paderborn aus dem Jahr 1999 wird diese Aussage übernommen.³¹ Die Forderung der „Westfälischen Zeitung“ nach nationaler Einheit sowie die nationale Tendenz der Zeitung werden in der Stadtgeschichte hingegen nicht erwähnt.

Die „Westfälische Zeitung“ erschien im Jahr 1848 dreimal wöchentlich am Sonntag, Dienstag und Donnerstag. Eine Zeitungsausgabe umfasste vier Seiten und hatte gelegentlich Beilagen. Zu besonderen Ereignissen wurden Extrablätter herausgegeben. Auf jeder Seite war der Text in drei Spalten gegliedert, die vierte Seite enthielt auf der unteren Hälfte den Anzeigenteil, der neben den Abonnentenzahlungen die Zeitung mitfinanzierte. Zur Höhe der Auflage lassen sich für 1848 keine Aussagen machen, für das zweite Halbjahr 1850 gibt Behrbalk 1.500 Abonnenten an.³² Als Nachrichtenquelle wurden andere Zei-

²⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 2 vom 9. April 1848, S. 1.

²⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 2 vom 9. April 1848, S. 1.

²⁷ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 1.

²⁸ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 1.

²⁹ Westfälische Zeitung, Nr. 1 vom 6. April 1848, S. 1.

³⁰ BEHRBALK, Die „Westfälische Zeitung“. Dieser Aufsatz enthält auch weitere Informationen zur Geschichte der Westfälischen Zeitung. Ergänzend dazu: HÜSER, Karl: Franz von Löher (1818–1892), Paderborn 1973, hier S. 44, Anm. 6. Unter anderem kritisiert Hüser die Aussage Behrbalks, dass die ersten Jahre des Erscheinens demokratisch geprägt gewesen seien, und er vermisst eine Erwähnung der nationalen Vorstellungen der Westfälischen Zeitung, zumal Behrbalk seine Untersuchung ja erst im Jahr 1849 beginnen lässt.

³¹ HÜSER, Karl (Hg.): Paderborn: Geschichte der Stadt in ihrer Region. Bd. 3, Das 19. und 20. Jahrhundert: Traditionsbindung und Modernisierung, Paderborn 1999, hier S. 82. In der „Stadtgeschichte“ wird dem Vormärz und der Revolution 1848/49 nur sehr wenig Platz eingeräumt.

³² BEHRBALK, Erhard: Die „Westfälische Zeitung“, S. 144. Zu diesem Zeitpunkt war die Westfälische Zeitung allerdings bereits nach Hamm übersiedelt.

tungen aus der Region, besonders aber auch überregionale Zeitungen sowie offizielle Verlautbarungen von staatlichen Behörden herangezogen. Außerdem druckte man Berichte von zahlreichen Korrespondenten ab. Leider sind die Namen der Mitarbeiter nur schwer zu erschließen, da im Untersuchungszeitraum noch die Anonymität der Schreibenden galt. Der Verleger der „Westfälische Zeitung“ war Wilhelm Crüwell aus Paderborn, als verantwortlicher Redakteur im Jahr 1848 fungierte Franz Löher. Löher schrieb die meisten jener Leitartikel für die „Westfälische Zeitung“, welche auch die Quellenbasis der vorliegenden Untersuchung bilden.³³ Die Leitartikel enthielten deutende und bewertende Kommentare und trugen daher stärker zur Meinungsbildung der Leserschaft bei als ein knapp verfasster Nachrichtenartikel.

Der Redakteur Franz Löher

Franz Löher war im Jahr 1848 der verantwortliche Redakteur der „Westfälischen Zeitung“. Aus seiner Feder stammten viele Leitartikel, mit denen er die politische Richtung der Zeitung prägte. Er vertrat Ansichten der deutschen Nationalbewegung, welche einen geeinten Nationalstaat herbeisehnte.³⁴ Während seiner publizistischen Tätigkeit bei der „Westfälischen Zeitung“ verbreitete er maßgebend die Ziele der Bewegung und beeinflusste so die Öffentlichkeit.

Franz Löher wurde am 15. Oktober 1818 in Paderborn als zweites von sechs Kindern geboren.³⁵ Sein Vater war der Metzgermeister Theodor Löher, seine Mutter die Gastwirtstochter Franziska Francke. Ab dem 10. Oktober 1830 besuchte Franz Löher das Theodorianum in Paderborn; das Reifezeugnis erhielt er am 30. August 1837. Ab Oktober 1837 begann er zunächst ein Medizinstudium in Halle, das er jedoch bereits im März 1839 wieder aufgab. Er immatrikulierte sich in der Folge zunächst an der Universität Freiburg im Breisgau für Jura und studierte schließlich seit Anfang November 1839 in München. Ende Oktober 1840, nach längerer Krankheit, wechselte Löher nach Berlin, wo er ein halbes Jahr später sein erstes juristisches Staatsexamen bestand. Im April 1841 begann er seinen juristischen Vorbereitungsdienst am Oberlandesgericht in Paderborn.

Im September 1842 nahm er am Kölner Dombaufest teil. Löhers Fühlen und Denken, „die Sehnsucht nach Deutschlands Einheit und Macht“³⁶ wurde durch das dort Erlebte gut bedient. Beeinflusst wurde er ebenso von dem nationaldeutsch gesinnten Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, Karl Theodor Andree, sowie von dem „Versuch in verglei-

³³ Eine Liste der Leitartikel von Löher in der Westfälischen Zeitung findet sich bei HÜSER, Löher, S. 218–221.

³⁴ Für einen Überblick zur Geschichte der Nationalbewegung siehe SCHULZE, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, München 1986; SIEMANN, Wolfram: Vom Staatenbund zum Nationalstaat. Deutschland 1806–1871, München 1995.

³⁵ Alle biographischen Angaben aus HÜSER, Löher.

³⁶ HÜSER, Löher, S. 33.

chender Völkergeschichte“, dem Alterswerk Ernst Moritz Arndts.³⁷ 1844/45 konnte Löher seine eigenen nationalen Ansichten in der „Kölnischen Zeitung“ kundtun. Andree gewährte ihm breiten Raum für seine Ideen in der Artikelserie „Unsere Grenznachbarn“, in der er zunächst über das deutsche Reichsgebiet zur mittelalterlichen Kaiserzeit schrieb, um dann in einem seiner Beiträge „Deutschlands natürliches Gebiet“ zurückzufordern.³⁸ Am 11. Januar 1845 bestand er das Zweite Staatsexamen.

Bei den Volksversammlungen in Paderborn, wie sie überall in Deutschland im Frühjahr 1848 stattfanden, war Löher immer in führender Position vertreten. Nach einem Festumzug durch Paderborn am 25. März hielt Löher die Festrede auf die jetzt zum Greifen nah erscheinende Einigung Deutschlands.³⁹ Bei einer weiteren Volksversammlung wurde ein Programm für die Wahlen in Paderborn zur Nationalversammlung in Frankfurt und Berlin verfasst, an dessen Erarbeitung Löher maßgeblich beteiligt war.⁴⁰ Im April wurde er Redakteur der „Westfälischen Zeitung“, gründete den Paderborner Volksverein mit, dessen Präsident er wurde. Am 18. und 19. November zählte er zu den Akteuren des Westfälischen Kongresses in Münster. Im Dezember wurde er wegen Majestätsbeleidigung verhaftet, die er während einer Versammlung im Rahmen des besagten sogenannten Demokratenkongresses geäußert haben soll.⁴¹ Der Anklagepunkt des Hochverrats wurde schließlich fallengelassen, Löher musste jedoch bis Februar 1849 in Haft verbleiben und konnte dementsprechend seine Aufgaben als Redakteur der „Westfälischen Zeitung“ nicht wahrnehmen.⁴²

Forderung nach einer starken Reichsgewalt

Das liberale Bürgertum erhoffte sich durch eine Einigung Deutschlands einen starken und machtvollen Nationalstaat, den man im Zuge der politischen Entwicklungen, die durch die revolutionären Ereignisse im Frühjahr 1848 in Gang gesetzt worden waren, verwirklichen zu können glaubte. Weite Kreise der deutschen Nationalbewegung waren bereit, gegen Nationen oder Völker Krieg zu führen, von denen man der Ansicht war, sie würden einem großen und starken deutschen Nationalstaat im Wege stehen. Diese Affinität zu nationaler Stärke und Macht, Kriegsbereitschaft und Expansion in Teilen des liberalen Bürgertums lässt sich auch in der Berichterstattung der „Westfälische Zeitung“ nachweisen.

Schon vor dem ersten Erscheinen der Zeitung forderte Löher, dass an die Spitze eines geeinten deutschen Nationalstaates ein starkes Oberhaupt treten müsse. In Löhers Fest-

³⁷ HÜSER, Löher, S. 33f.

³⁸ HÜSER, Löher, S. 35. Genauere Ansichten von Löher zu den einzelnen Nachbarländern werden von Hüser auf den Seiten 35ff. geschildert.

³⁹ Gemeinnütziges Wochenblatt für Stadt und Kreis Paderborn, Nr. 25, 25. März 1848, S. 2f.

⁴⁰ Vgl. HÜSER, Paderborner Stadtgeschichte, S. 83f.

⁴¹ HÜSER, Löher, S. 59–62.

⁴² Zum weiteren Lebenslauf siehe die Löher-Biographie von Hüser.

rede vom 25. März⁴³ zeigen sich Vorstellungen über eine starke Reichsgewalt, wie sie – nach seiner Ansicht – das deutsche Kaisertum vom Mittelalter bis zum 30jährigen Krieg dargestellt hatte. Danach habe sich Deutschland in „eine Ohnmacht und Zerrissenheit“ [...] gestürzt, „aus der es sich jetzt mit unendlich gestärkter Kraft“ erhebe⁴⁴, so Löher in seinem anfänglichen Glauben, dass durch die revolutionären Ereignisse der gewünschte Nationalstaat schon bald realisiert würde. Vor dem Hintergrund der Probleme, welche die Nationalbewegung im Sommer 1848 im Krieg gegen Dänemark aufgrund der Kampfwilligkeit und des nationalen Desinteresses der Fürsten des Deutschen Bundes zu haben glaubte, erhob der Verfasser eines Artikels der „Westfälischen Zeitung“ vom 4. Juni 1848 die Forderung nach einem Kaiser:

„Deutschland muß sich vom kleinen Dänemark verhöhnen lassen, und das nur deßhalb, weil einige Regierungen Sondergelüste haben, weil die alten Diplomaten uns noch immer im Nacken sitzen. Wahrlich, die Diplomaten und die alten Herren sind unverbesserlich! Sie haben kein Gefühl für die Ehre und Macht Deutschlands. Eine starke Gewalt, die Hand des Kaisers muß sie zwingen; eher werden sie nicht ablassen vom Verrathe an der deutschen Sache.“⁴⁵

Diese Meinungsäußerung sah in den „Sondergelüsten“ der Einzelregierungen die Ursache für den Ansehensverlust, den deutsche Truppen stellvertretend für Deutschland im Krieg gegen das kleine Dänemark hinnehmen mussten. Der Autor, erkennbar ein Vertreter der nationalen Bewegung, geht so weit, dass er den „alten Herren“ sogar ein bewusstes Handeln unterstellt, mit dem sie das ersehnte Ziel der nationalen Einigung zu hintertreiben suchten. Er spricht „vom Verrathe an der deutschen Sache“. Nur „eine starke Gewalt“ könne die Fürsten der deutschen Einzelstaaten, die hier gemeint waren, dazu zwingen, von einem solchen Verrat abzulassen. Der Auszug aus dem Artikel zeigt, dass sich die Nationalbewegung mit der Ehre und Macht Deutschlands emotional verbunden fühlte. Den diplomatischen Vertretern der Fürsten hingegen warf man vor, kein Gefühl für diese Belange zu haben. Diese emotionale Komponente auf Seiten der Nationalbewegung trug in den konfliktreichen Auseinandersetzungen um die nationale Frage dazu bei, diese Frage, die zwischen den deutschen Einzelstaaten, auswärtigen Nationen und der deutschen Nationalbewegung entschieden werden musste, schnell eskalieren zu lassen.

Konkrete Ansichten über mögliche Aufgaben und Machtbefugnisse der ersehnten kaiserlichen Gewalt wurden nicht formuliert, ebenso waren die Vorstellungen zunächst noch nicht an ein bestimmtes Herrscherhaus geknüpft. In dem Leitartikel „Nothwendigkeit einer Reichsgewalt“⁴⁶ vom 20. Juni wird das Fehlen einer starken Hand eigens themati-

⁴³ Gemeinnütziges Wochenblatt für Stadt und Kreis Paderborn, Nr. 25 vom 25. März 1848, S. 3.

⁴⁴ Gemeinnütziges Wochenblatt für Stadt und Kreis Paderborn, Nr. 25 vom 25. März 1848, S. 3.

⁴⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 26 vom 4. Juni 1848, S. 3.

⁴⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

sirt. Der Verfasser sah Deutschland durch „Zwietracht von innen und zahllosen Feinden von außen“⁴⁷ bedroht. Durch „eine einzige starke Reichsgewalt“⁴⁸ der sich alle ohne Widerrede unterwerfen müssten, hoffte man dem Übel Abhilfe schaffen zu können. Sie sollte „jene Sondergelüste der Fürsten“⁴⁹ genauso wie eine vermeintliche Bedrohung durch die Republikaner in die Schranken verweisen. Im weiteren Verlauf des Leitartikels vom 20. Juni wird eine bedrohliche außenpolitische Lage skizziert. Der dänische Krieg, den Deutschland „durch ein kraftvolles Handeln schnell zum siegreichen Ende hätte führen können“, ziehe sich in die Länge, zusätzlich habe der Krieg eine Verfeindung mit den „natürlichen Bundesgenossen, den Schweden und Norwegern“, verursacht. Der Russe habe die Schweden und Norweger aufgehetzt, und deren Flotten würden sich schon bald gegen Deutschland vereinigen. Im Süden müssten deutsche Heere unter den „schlechtesten Feldherren aus dem österreichischen Adel“ gegen die Italiener kämpfen, die man eigentlich „zerschmettern könnte“. Bald müsse man das Reichsgebiet vor den Italienern schützen. Frankreich sei den Deutschen „zwar noch friedlich gesinnt“, so der Autor, aber er stellte gleichzeitig die Frage, ob dies bei den weiteren Entwicklungen in Frankreich auch so bleiben werde. An den östlichen Grenzen stehe schon eine russische Heeresmacht bereit, um einzumarschieren, sobald die politischen Ereignisse in Polen, Frankreich oder Deutschland russischen Interessen zuwiderliefen.⁵⁰ Am Ende dieses Artikels, in dem ein dramatisierendes Einkreisungsszenarium entfaltet wird, kam der Autor zu dem Schluss:

„Wahrlich, Feinde ringsum! [...] Durch eine starke Reichsgewalt könnte schon jetzt die Einheit und die Riesenkraft Deutschlands siegreich in's Feld geführt werden.“⁵¹

Die Wahl von Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser von Deutschland am 29. Juni 1848 durch die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt erfüllte zunächst den Wunsch nach einer starken Reichsgewalt. Gleich zwei Leitartikel berichteten über die Wahl des Reichsverwesers. Der erste Bericht vom 4. Juli informierte über die Besonderheit dieses Augenblicks, gab Reden aus der Nationalversammlung wieder und berichtete über die Schmückung der Stadt Frankfurt mit Fahnen in den Farben schwarz-rot-gold.⁵² Der zweite Artikel vom 6. Juli ging genauer auf die Person Johanns von Österreich ein. Man zeigte sich mit der Wahl des Erzherzogs zufrieden und begründete dies zum einen mit seinem „männlichen Charakter“ und unterstellte ihm, dass ein „gewisses

⁴⁷ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

⁴⁸ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

⁴⁹ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

⁵⁰ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

⁵¹ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

⁵² Westfälische Zeitung, Nr. 39 vom 4. Juli 1848, S. 1.

bürgerliches Element in ihm bemerklich⁵³ sei, da er eine Bürgerliche geheiratet habe. Zum anderen betonte man eindringlich „seine kriegerische Laufbahn“, durch die er sich den „Ruhm eines ausgezeichneten Heerführers erworben“⁵⁴ habe. Hier lassen sich Rückschlüsse auf die Vorstellungen gewinnen, die die „Westfälische Zeitung“ von einem starken Reichsoberhaupt hegte. Der „männliche“ Charakter, genauso wie die bürgerliche Gesinnung, waren bei der Person, die die Aufgaben eines nationalen Oberhauptes übernehmen sollte, wichtige Eigenschaften. Als weiteres wichtiges Kriterium betrachtete der bürgerliche Autor die ausgezeichneten kriegerischen Leistungen. Kriegerische Leistung wurde in der Vorstellungswelt des damaligen Bürgertums durchaus positiv bewertet.

In einer Leitartikelserie zum Verhältnis „Deutschland und Preußen“ zitierte Franz Löher aus seinem Buch „Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen“ von 1846 und bekräftigte nochmals seine damalige Forderung nach einem deutschen Kaiser.⁵⁵ Im Anschluss daran führte er aus, welchem Herrscherhaus er den deutschen Kaiserthron zumaß. Er forderte den Kaiserthron für Preußen aufgrund der Fortschrittlichkeit des Landes in den Bereichen Verwaltung, Schulwesen, materielle Wohlfahrt und Sicherheit.⁵⁶ Dabei leitete er die Legitimität der Kaiserherrschaft nicht aus altehrwürdigen dynastischen Traditionen ab, sondern aus den oben zitierten Kriterien eines bürgerlichen Fortschrittsdenkens. Die ständige Forderung in vielen Artikeln der „Westfälischen Zeitung“ nach einer starken Reichsgewalt ging fast immer einher mit der Kritik an der „Zerrissenheit“ Deutschlands auf Basis der einzelstaatlichen Fürstenherrschaften.

Kriegsbereites Bürgertum

Deutliche Kritik übte die „Westfälische Zeitung“ daran, dass die Fürsten des Deutschen Bundes lange zögerten, in den Konflikt um Schleswig gegen Dänemark einzugreifen.⁵⁷ Bereits kurz nach dem Einmarsch der Dänen in Schleswig am 21. März traten Freischaren aus ganz Deutschland gegen die dänischen Truppen an. Der Kommentar in der „Westfälische Zeitung“ vom 18. April lautete:

„Der erste Wurf ist gefallen und mit ihm die Blüthe unsrer Vorkämpfer für die deutsche Freiheit und Einheit. Groß ist die Trauer des Vaterlandes an der Gruft seiner schutzlos geopferten Heldenjugend; aber noch größer ist die Entrüstung über das Zögern Derer, auf welche die hoffenden Blicke aller sich richteten. [...] Wie lange wird doch der Fluch einer schleppenden Diplomatie noch auf unseren Gauen lasten! Wie lange soll das Ausland, das

⁵³ Westfälische Zeitung, Nr. 40 vom 6. Juli 1848, S. 1.

⁵⁴ Westfälische Zeitung, Nr. 40 vom 6. Juli 1848, S. 1.

⁵⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 48 vom 25. Juli 1848, S. 1.

⁵⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 48 vom 25. Juli 1848, S. 1.

⁵⁷ Zur Vorgeschichte und zu dem Verlauf des Konfliktes siehe die kurze, prägnante Darstellung in: HUBER, Ernst-Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 2, Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830 bis 1850, Stuttgart³ 1988, S. 660–682.

so viele und große Worte von Deutschlands Macht und Einheit und Alleinhandeln hören musste, noch mit Hohn auf uns herabsehen!“⁵⁸

Es lassen sich zwei negative Folgen ablesen, die sich aus dem unentschlossenen Verhalten der Fürsten ergaben: Zum einen starben die jungen Freiwilligen, die ohne den Schutz von regulären Truppen auf verlorenem Posten kämpften, und zweitens musste man sich vom Ausland verhöhnen lassen, da zwar viel von nationaler Größe und Stärke geredet wurde, aber bis dahin noch keine entschlossenen Taten gefolgt waren. Der Spott aus dem Ausland gegenüber der eigenen Nation und eine sinnlose Aufopferung der Jugend, die später einmal die Geschicke der Nation zu leiten gehabt hätte, waren für die aufstrebende Nationalbewegung nicht hinnehmbar. In dieser Situation, in der durch ein Fehlverhalten einer Gruppe innerhalb der Nation die Ehre der gesamten Nation nicht bewahrt werden konnte, obwohl man gegen einen Gegner kämpfte, der mit seinem militärischen Potential einer geeinten deutschen Nation keineswegs ebenbürtig war, sprach die „Westfälische Zeitung“ wie die deutsche Nationalbewegung von einer „Schmach“:

„Wenn etwas die Schmach klar und offen gezeigt hat, mit welcher die alte Staatskunst der Fürstenhöfe Deutschland überzogen hat, so ist es der Sieg der Dänen in Schleswig. Jene verderbliche Staatskunst hat eine Menge Fürstenfamilien in Deutschland groß gezogen, aber sie hat unser Vaterland zerrissen und an allen Enden dem Auslande zinsbar gemacht.“⁵⁹

Die Schuld für diese „Schmach“ lag in den Augen der Nationalbewegung bei der „alten Staatskunst“ der Fürsten, nach der die Herrscherfamilien durch diplomatisches Taktieren, wie z. B. durch eine berechnende Heiratspolitik, Macht und Einfluss erlangten. Vor diesem Hintergrund vernachlässigte die Diplomatie – und das wog viel schwerer – die Belange der Nation: Die Folge der fürstlichen Diplomatie war die Aufteilung Deutschlands in viele Herrschaften. Diese Äußerungen zeigen wachsende Ungeduld und wachsenden Missmut über die zögerliche Diplomatie der alten gesellschaftlichen Kräfte, die im Konflikt um Schleswig erneut zur Anwendung kommen sollte. Der Autor der beiden zitierten Artikel wünscht demgegenüber eine schnelle Lösung der Auseinandersetzungen um Schleswig. Die schnellste Lösung war der sofortige militärische Einsatz des 10. Bundesarmee Korps, das durch den Beschluss der Bundesversammlung vom 12. April, einen Bundeskrieg gegen Dänemark zu führen, mit der Zurückdrängung der Dänen aus Schleswig beauftragt wurde. Wie ungeduldig man den Einsatz von Bundestruppen erwartete, der zu einer kriegerischen Ausweitung des Konfliktes führen musste, aber auch auf ein rasches ruhmreiches Ende hoffen ließ, und wie sehr man den heldenhaften Einsatz der bereits kämpfenden Freikorps verklärte, zeigt folgender Auszug aus einem Bericht vom 27. April:

⁵⁸ Westfälische Zeitung, Nr. 6 vom 18. April 1848, S. 2.

⁵⁹ Westfälische Zeitung, Nr. 9 vom 25. April 1848, S. 3.

„[...] die Studenten, Turner und Kieler Jäger waren im Gefecht. Und wie haben diese Jungen Löwen gefochten! Das Herz im Leibe lacht einem, wenn man sich ihren Heldenmuth und ihren glorreichen Kampf erzählen lässt, [...] – die Dänen stürmen und stürmen, und immer werden sie wieder geworfen von den Kugeln dieser jungen Helden. [...] Ehre diesen Helden und Nachahmung!“⁶⁰

Die „Westfälische Zeitung“ vermittelte hier ein glorifizierendes und heroisches Bild vom Krieg. Der Schreiber der Zeilen forderte die Truppen der Einzelstaaten auf, endlich in den Krieg einzugreifen, um die Freischaren im Kampf zu unterstützen. Von einer Ablehnung des Krieges zeigte sich keine Spur, man war bereit, kriegerische Gewalt anzuwenden, um die anvisierten nationalen Ziele zu erreichen. Über wortgewaltige Rhetorik für einen Kriegseinsatz hinaus fanden sich auch in Paderborn tatkräftige junge Männer bereit, sich den Freikorps anzuschließen. Die „Westfälische Zeitung“ gab am 23. April einen Termin bekannt, an dem Männer, die an einem freiwilligen Einsatz im Krieg um Schleswig teilnehmen wollten, zusammenkommen sollten, um das nähere Vorgehen zu besprechen, sofern ein weiterer Zuzug von Freischaren überhaupt noch nötig war.⁶¹ Am 27. April berichtete die „Westfälische Zeitung“ kurz über die Versammlung der jungen Männer, wobei eine Angabe über die Anzahl der Freiwilligen in dem Artikel leider fehlt. Es wurde weiter gemeldet, dass die Anwesenden „nur ungern die [...] Bekanntmachung des Rendsburger Freischaaren-Bureau, dass vom 26. ab bis auf Weiters keine Freischaaren mehr angenommen werden“, vernommen hätten.⁶²

Die Ausführungen zeigen, dass das Bürgertum eine höhere Bereitschaft zum Krieg entwickelte als der herrschende Adel. Dieser war zurückhaltender und bevorzugte den Weg der friedlichen Unterhandlungen. Die Vorwürfe gegen den Adel sind in die Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche und politische Führungsrolle zwischen Adel und Bürgertum einzuordnen. Das Bürgertum war bereit, Krieg zu führen und somit seinen Beitrag für die nationale Einigung zu leisten. Daraus leitete man ein Recht auf eine politische Führungsrolle ab, das man dem Adel nunmehr verweigerte. Der Adel erbrachte keine Leistung für eine Einigung Deutschlands, da er nur untätig verharrte und so der nationalen Einheit hinderlich gegenüberstand. Er sei für die Zersplitterung Deutschlands verantwortlich und verfolge nur Ziele, die den jeweiligen Familieninteressen dienten, so die Auffassung in weiten Teilen des national gesinnten Bürgertums.

Kernfrage für die deutsche Einheit: Krieg um Schleswig

Gerade der Krieg in Schleswig gegen Dänemark wurde von der Nationalbewegung eng mit der Frage der nationalen Einheit Deutschlands verknüpft. Man ging davon aus, dass

⁶⁰ Westfälische Zeitung, Nr. 10 vom 27. April 1848, S. 2.

⁶¹ Westfälische Zeitung, Nr. 8 vom 23. April 1848, S. 4.

⁶² Westfälische Zeitung, Nr. 10 vom 27. April 1848, S. 2.

die Zerrissenheit des Partikularismus überwunden würde, wenn die Fürsten der Einzelstaaten und ihre Truppen gemeinsam mit den Freikorps für die deutsche Sache kämpfen würden. Unter der Mitwirkung der Fürsten – bei deren anschließender Unterordnung unter die Belange der Nation – sollte ein geeintes und starkes Deutschland errichtet werden. Am 25. Juli stellte die „Westfälische Zeitung“ dementsprechend die Frage, ob sich die Fürsten der Einheit unterwerfen wollten oder ob es zu einer Revolution gegen die Fürsten kommen müsste:

„Es ist das zugleich die Entscheidung, ob Deutschland sich friedlich in sich selbst entwickeln soll, oder ob es noch eine neue und zwar furchtbarere Revolution nöthig hat, um zu seiner Volkseinheit zu gelangen.“⁶³

In Schleswig hätten die Fürsten schon früh beweisen können, ob sie für die deutsche Sache kämpfen wollten. Ein Extrablatt vom 27. April zeigt, dass man in diese Option große Hoffnungen gesetzt hatte. Wie ein Aufschrei der Erleichterung liest sich der Artikel, der über den Eintritt der preußischen Truppen in die Kriegshandlungen und über deren raschen siegreichen Vormarsch in Schleswig berichtete:

„Doch Gottlob, diese Schmach hat aufgehört und als eine frohe Osterbotschaft fliegt von Norden her durch unser ganzes Vaterland die Kunde: Der übermüthige Feind ist besiegt! [...] Die preußischen Garden erstürmten mit gefälltem Bajonette das Dannewerk und die Verschanzungen, ohne erst die Artillerie zu erwarten. Sie hatten sich das Wort darauf gegeben zu siegen oder zu sterben.“⁶⁴

Doch die Hoffnung, dass preußische Truppen weiter für die deutsche Sache in Schleswig und damit sinnbildlich für die nationale Einigung kämpfen würden, wurde bald enttäuscht. Erneute diplomatische Verhandlungen der Einzelstaaten mit Dänemark veranlassten die „Westfälische Zeitung“ dazu, am 4. Juni einen Artikel zu veröffentlichen, der dagegen Stimmung machte:

„Der Krieg mit Dänemark nimmt eine Wendung, die jedes deutsche Gefühl empören muß. Erst mußten die Truppen so lange unthätig stehen und zusehen, wie die brave holsteinische Jugend sich mußte niederschießen lassen, [...] ‚Wir unterhandeln, wir sind im besten Unterhandeln‘ rufen die Diplomaten. Hannover und Oldenburg beginnen sogar mit Unterhandlungen für sich allein und lassen Preußen im Stich.“⁶⁵

⁶³ Westfälische Zeitung, Nr. 48 vom 25. Juli 1848, S. 1.

⁶⁴ Westfälische Zeitung, Extrablatt vom 27. April 1848, S. 1f.

⁶⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 26 vom 4. Juni 1848, S. 3.

Die eigenmächtigen Unterhandlungen der Einzelstaaten waren die ersten Zeichen für das Scheitern eines gemeinsamen Vorgehens in der Schleswig-Sache. Ende August hieß es in der „Westfälischen Zeitung“:

„Das Sperren gegen die Deutsche Einheit, das Großthun mit der Würde der Einzelstaaten, der offene Widerwille mehrerer Regierungen gegen die Befehle der Centralgewalt, – kurz die einstweilige Verzögerung einer kraftvollen Staatseinheit Deutschlands trägt bereits böse Früchte.“⁶⁶

Die Empörung der Öffentlichkeit wurde noch größer, als bekannt wurde, dass Preussen ohne die Zustimmung des Reichsverwesers einen Waffenstillstand in Malmö mit Dänemark ausgehandelt hatte. Zunächst lehnte die Frankfurter Nationalversammlung am 5. September eine Zustimmung zum Waffenstillstand, die sogenannte Sistierung, ab. Daraufhin trat die Reichsregierung zurück. Eine Regierungsneubildung scheiterte und am 16. September stimmte die Nationalversammlung dem Waffenstillstand von Malmö dann doch noch zu. Zwei Tage später kam es deshalb in Frankfurt zu erbitterten Barrikadenkämpfen, bei denen zwei konservative Mitglieder des Paulskirchenparlamentes getötet wurden. Der Reichsverweser ließ schließlich Bundestruppen aufmarschieren, um wieder Herr der Lage zu werden. Das Eintreffen der Nachricht vom Waffenstillstand wurde von der „Westfälischen Zeitung“ in dem Leitartikel „Die Schmach des Waffenstillstandes“ vom 7. September kommentiert, nachdem zunächst kurz über die Bedingungen berichtet worden war:

„Vergebens haben die deutschen Krieger heldenmüthig und ruhmreich ihr Blut auf den Schlachtfeldern in Schleswig vergossen; vergebens hat das deutsche Volk seine Kraft aufgeboten, um seine Rechte gegen das Bestreben Dänemarks, einen Theil von Deutschland abzureißen, zu behaupten. Jetzt, wo ein deutsches Heer an Dänemarks Grenzen steht, welches im Stande ist, den Hohn der Dänen zu züchtigen, im Angesicht dieses Heeres wird ein Waffenstillstand abgeschlossen, welcher geeignet ist, die deutsche Nation im Angesicht von Europa lächerlich zu machen.“⁶⁷

Für den Autor stand fest, dass Schleswig ein Bestandteil von Deutschland ist; an ein Zugeständnis an die dänische Minderheit in Form eines Kompromisses durch eine Grenzziehung entlang der Sprachgrenze war nicht zu denken. Im Falle Schlesiens trat der Autor genauso wie die Nationalbewegung für das Territorialprinzip ein. Ein Selbstbestimmungsrecht für die dänische Minderheit, das auf ethnischer Grundlage beruhte, wie es in anderen Fällen etwa in Böhmen und Mähren für die dort lebende deutsche Minderheit gefordert wurde, wurde in der Auseinandersetzung mit der dänischen Nationalbewe-

⁶⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 62 vom 27. August 1848, S. 1.

⁶⁷ Westfälische Zeitung, Nr. 67 vom 7. September 1848, S. 2.

gung aus machtpolitischem Interesse nicht akzeptiert.⁶⁸ Der Artikel schließt mit der Hoffnung, dass in der Beratung der Nationalversammlung am 5. September 1848 dieser Waffenstillstand abgelehnt werden würde.⁶⁹ In der folgenden Ausgabe wird ausführlich über die Debatte zur Sistierung berichtet.⁷⁰ Als sich jedoch allmählich herausstellte, dass Preußen den Waffenstillstand unter dem Druck von England und Russland ausgehandelt hatte, schlug die „Westfälische Zeitung“ kriegerische Töne an:

„Vielmehr sind jene fremden Großmächte es, welche Deutschland den Krieg erklären, wenn sie Forderungen an das deutsche Volk stellen, welche dessen Rechte und dessen Ehre so tief kränken. Wozu hat Deutschland während einer 30jährigen Friedenszeit ein so zahlloses Heer unterhalten, wenn es sich nicht im Stande fühlt, sein gutes Recht und seine Ehre dem Auslande gegenüber aufrecht zu erhalten? – O, gewiß! es ist dazu im Stande, und wird dies auch beweisen, wenn es an dem Gedanken der Einheit festhält.“⁷¹

Im Streit um das Elbherzogtum Schleswig berührte die nationale Einigung Deutschlands die Interessen der beiden europäischen Großmächte England und Russland. Diese beäugten die Entwicklung der deutsch-dänischen Auseinandersetzung argwöhnisch und reagierten ablehnend auf die Aussicht, dass sich in Mitteleuropa eine neue Großmacht herausbilden könnte.⁷² England und Russland sahen obendrein bei einer deutschen Kontrolle der Schifffahrtswege durch den Belt von und zur Ostsee die eigenen wirtschaftsstrategischen Handelsinteressen bedroht. Daher übte man auf Preußen Druck aus, den Waffenstillstand anzunehmen. Auch der Autor des Artikels kannte diese Hintergründe und war sich darüber im Klaren, dass bei einer Ablehnung des Waffenstillstandes eine militärische Konfrontation mit den beiden Großmächten riskiert würde. Er verwies daher auf die große Heeresstreitmacht, die in den vergangenen Jahren unterhalten wurde, wobei er dieses Militärpotential für ausreichend hielt, einer kriegerischen Auseinandersetzung mit zwei Großmächten gewachsen zu sein. Der Autor sah ein Anrecht auf einen Krieg mit Dänemark, und dieses Recht, Krieg zu führen, galt es, gegen intervenierende auswärtige Mächte mit Waffengewalt zu verteidigen. Durch die Verteidigung dieses Rechts konnte die nationale Ehre gerettet werden. Des Weiteren verweist der Artikel darauf, dass es immer noch „einige Wenige“ gebe, die der Einheit feindlich gegenüberstünden: „Das sei der schlimme Feind“, auf den sich das Ausland verlasse, so der Autor.⁷³ Gemeint war der

⁶⁸ Vgl. SCHWARZ, Nationale Ziele, S. 187.

⁶⁹ Aufgrund der längeren Dauer der Nachrichtenübermittlung konnte der Kommentar des Korrespondenten aus Frankfurt erst zwei Tage nach der Parlamentsberatung in Paderborn veröffentlicht werden.

⁷⁰ Westfälische Zeitung, Nr. 68 vom 10. September 1848, S. 1.

⁷¹ Westfälische Zeitung, Nr. 69 vom 12. September 1848, S. 1.

⁷² Vgl. SCHWARZ, Nationale Ziele, S. 190.

⁷³ Westfälische Zeitung, Nr. 69 vom 12. September 1848, S. 1

Stand der Fürsten. Einsichtigere Ansichten finden sich in einem anderen Artikel, der drei Tage nach dem Leitartikel verfasst wurde und auf den 7. September datiert ist. Nach dem Rücktritt der Reichsregierung gelangte man dann doch zu der Auffassung, den Waffenstillstand annehmen zu sollen, da ja auch gleichzeitig „Preußens Ehre verpfändet“ wurde.⁷⁴

Hier zeigt sich ein Wendepunkt der Revolution: Die Einzelstaaten widersetzten sich der nationalen Einigung durch den Abschluss des Waffenstillstandes ohne die Zustimmung des Reichsverwesers. Der Reichsverweser und die Nationalversammlung hatten kein Machtinstrument, um dieser fürstlichen Entscheidung entgegenzuwirken. Die endgültige Zustimmung zum Waffenstillstand erwies, dass ein Großteil der Nationalversammlung und der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht bereit war, die Revolution erneut voranzutreiben. Nur linke Kräfte kämpften auf den Barrikaden in Frankfurt am 18. September. Der Reichsverweser forderte Bundestruppen an und ließ diese militärisch gegen den Aufstand vorgehen. Die Folge war das Erstarken der fürstlichen Gegenrevolution.

Deutsche Seemacht

Im Krieg mit Dänemark stand aus der Sicht einer breiten bürgerlichen Öffentlichkeit die „Ehre und Macht Deutschlands“ auf dem Spiel, man wollte sich nicht „vom kleinen Dänemark verhöhnen lassen“.⁷⁵ Dänemark konnte nicht viel gegen die Übermacht der deutschen Landtruppen unternehmen, stattdessen spielte es die Vorteile seiner überlegenen Seestreitkräfte aus. Dänische Kriegsschiffe blockierten die deutschen Nord- und Ostseehäfen und beschossen Küstenstädte. Der Seehandel der deutschen Städte kam so zum Erliegen. Diese Unterlegenheit zur See veranlasste die Nationalbewegung, die Forderung nach einer deutschen Flotte aufzustellen, nicht ohne den Fürsten diesbezüglich Versäumnisse vorzuwerfen:

„Unser Volk hat jährlich ungeheure Summen aufbringen müssen, um unser Heerwesen gewaltig zu machen, und der erste Krieg, ein Krieg mit einem so kleinen Feinde, als Dänemark ist, muß uns schon unsere Schwäche zeigen. Dieser dänische Krieg, den wir durch eine wahrhafte deutsche Politik, durch ein kraftvolles Handeln schnell zum siegreichen Ende hätten führen können, zieht sich jetzt in die Länge, [...] Wir aber haben keine Flotte; außerordentliche Summen sind jährlich von unsern Fürsten erhoben und ausgegeben, aber eine Flotte mochten sie dafür nicht bauen.“⁷⁶

⁷⁴ Westfälische Zeitung, Nr. 69 vom 12. September 1848, S. 2.

⁷⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 66 vom 4. September 1848, S. 3.

⁷⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 33 vom 20. Juni 1848, S. 1.

In dem Leitartikel „Ueber die Bildung einer deutschen Kriegsflotte“ vom 20. Juli wurde eigens das Flotten-Problem ausführlich erörtert.⁷⁷ Die „Westfälische Zeitung“ stellte drei mögliche Varianten für eine deutsche Flotte vor: eine Kriegsmarine zur Küstenverteidigung, eine Flotte zum Angriff und zum Schutze des Handels oder eine selbständige Seemacht.⁷⁸ Man entschied sich für letzteres:

„Jedes Mittelding wäre eine unnütze Ausgabe, und würde Erwartungen in der Nation erregen, denen die Seemacht im Moment der Gefahr nicht zu entsprechen vermöchte. Deshalb werden als das Niedrigste einer selbstständigen Seemacht 20 Linienschiffe, 10 Fregatten, 30 Dampfer, 40 Jaffel-Kanonenboote, 80 Kanonenschaluppen angenommen. [...] Eine solche Flotte würde aber Deutschland zur vierten Seemacht ersten Ranges machen und es in den Stand setzen, eine große, seiner Stellung in Europa würdige Rolle auf dem Meere zu spielen. Alsdann würde Deutschland seiner Seemacht wegen als Bundesgenosse ebenso gesucht sein als wegen seiner Landmacht.“⁷⁹

Mit der Forderung nach einer deutschen Kriegsflotte machte die „Westfälische Zeitung“ auf einen empfindlichen Schwachpunkt aufmerksam. Diese militärische Schwäche musste zunächst behoben werden, um eine angemessene Stellung und angesehene Position Deutschlands gegenüber dem Ausland zu erreichen, so die Ansichten der deutschen Nationalbewegung. Die militärische Stärke und Macht der deutschen Nation zu Lande und zur See sollte andere Nationen dazu bringen, Bündnisse mit Deutschland einzugehen. So hoffte man aus einer Position der Stärke heraus, den Frieden bewahren zu können. Nur eine starke Position, glaubte man, schützte vor Krieg. Eine starke Handelsmacht, die auf den Weltmeeren weltweit operieren konnte, sollte ferner dazu beitragen, das Ansehen Deutschlands im Ausland zu erhöhen und Weltgeltung für die deutsche Wirtschaftskraft zu erlangen. Konkrete Pläne, die Kontrolle der Handelswege zum Orient zu übernehmen, verbanden sich mit der Frage um den Adria-Hafen Triest:

„Das Volk, welches diese Stadt besitzt, wird einst den Schlüssel zum Orient und den besten Theil des Handels auf dem Mittelmeere in den Händen haben. Kann Deutschland nur den Gedanken fassen, sich Triest entreißen zu lassen? [...] Deutschland muß also Triest fest an sich klammern und wo

⁷⁷ Siehe zur deutschen Flotte von 1848 auch BUSCH, Eckart: Die deutsche Marine und ihre Flotte 1848 im Spannungsfeld der deutschen Nationalversammlung und der schleswig-holsteinischen Erhebung, in: Historische Mitteilungen 17 (2004), S. 74–113; WOLLSTEIN, Großdeutschland, S. 255–266; KLENKE, Dietmar: Der singende „deutsche Mann“. Gesangvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler, Münster 1998, S. 80ff.

⁷⁸ Westfälische Zeitung, Nr. 46 vom 20. Juli 1848. S. 1.

⁷⁹ Westfälische Zeitung, Nr. 46 vom 20. Juli 1848. S. 1.

möglich das Küstenland und Dalmatien dazu gewinnen. Die Bevölkerung dort ist dünn und meist slawisch.⁸⁰

Die Stadt Triest lag auf dem Gebiet des Deutschen Bundes. Das Gebiet des Deutschen Bundes sollte im Sommer 1848 die Grenzen des zu schaffenden Nationalstaates bilden, daher wurde Triest allgemein als „deutsche Stadt“ betrachtet.⁸¹ Die „Westfälische Zeitung“ griff sogar expansionistische Überlegungen auf. Um eine günstigere Ausgangslage für den Handel mit dem Orient zu schaffen, sollte durch weitere Erschließung von dalmatinischem Küstenland das Gebiet um Triest zusätzlich gesichert werden. Die weiteren Zeilen des Artikels weisen auf eine gewisse Bereitschaft innerhalb der Nationalbewegung hin, um den Hafen von Triest zu kämpfen; in dem Artikel wurde schon die Verteidigung der Stadt gegen italienische Truppen ins Kalkül gezogen.⁸² Wäre es zu einer bewaffneten Auseinandersetzung um Triest gekommen, hätte die „Westfälische Zeitung“ nicht die Ziele der italienischen Nationalbewegung unterstützt, die für ihre Unabhängigkeit von der österreichischen Monarchie kämpfte. Das Gegenteil wäre der Fall gewesen: die „Westfälische Zeitung“ hätte auf der Seite der Gegner der italienischen Nationalbewegung gestanden, um die eigenen machtpolitischen Vorstellungen durchzusetzen.

Posen: Nationalitäten-Konflikt und machtpolitische Zustimmung

An der östlichen Grenze Deutschlands trafen deutsche Nationalinteressen auf eine andere Nationalbewegung. Die polnische Einigungsbewegung beanspruchte die mehrheitlich polnischsprachigen Gebiete des ehemaligen Großherzogtums Posen für einen polnischen Nationalstaat.⁸³ Die preußische Provinz Posen gehörte nicht zum Deutschen Bund, dessen Außengrenze bisher die Grenze des neuen deutschen Nationalstaats darstellen sollte. Durch die beabsichtigte Teilung der Provinz sollten nun noch zusätzlich die westlichen, polnisch dominierten Teile Posens mit einer deutschsprachigen Minderheit in den neuen deutschen Nationalstaat einverleibt werden. Die Töne von einer Verbrüderung der beiden Nationen, wie sie noch in den 1830er Jahren im Zuge des damaligen polnischen Einigungsversuches und selbst noch zu Beginn der Revolution im März zu hören gewesen waren, waren im Sommer 1848 schon lange verstummt. Die deutsche Nationalbewegung und das Frankfurter Parlament dachten nicht einmal über eine Grenzziehung durch einen beiderseitigen Kompromiss nach. Daher begrüßte die „Westfälische Zeitung“ die Entscheidung der Frankfurter Nationalversammlung zugunsten einer Demarkationslinie, die der preußische General von Pfüel bereits am 4. Juni gezogen hatte. Diese Demarkationslinie nahm wenig Rücksicht auf die Nationalität der Bevölkerung, vielmehr beruhte sie auf militärstrategischen Überlegungen. Die Festungsstadt Posen wurde dem deutschen Ge-

⁸⁰ Westfälische Zeitung, Nr. 34 vom 22. Juni 1848, S. 1.

⁸¹ Westfälische Zeitung, Nr. 34 vom 22. Juni 1848, S. 1.

⁸² Westfälische Zeitung, Nr. 34 vom 22. Juni 1848, S. 1.

⁸³ Vgl. WOLLSTEIN, Großdeutschland, S. 98–189.

biet zugeschlagen, da die Generalität glaubte, durch diese Maßnahme einem möglichen Angriff aus dem Osten besser widerstehen zu können. Die preußischen Generäle dachten bei ihrer Entscheidung für die gewählte Demarkationslinie – die nun zur offiziellen Grenze werden sollte – auch an eine für das Militär sichere Verkehrsverbindung zwischen Schlesien und Westpreußen. Die Propagandisten für einen starken deutschen Nationalstaat teilten die strategischen Ansichten der Militärs. Die „Westfälische Zeitung“ schreibt über diese machtpolitische Entscheidung, die von der Vorstellung von einem friedlichen Ausgleich der Nationen weit entfernt lag:

„Diese Abstimmung [...] giebt uns zugleich die Bürgschaft, daß künftig unsere Verhältnisse mit fremden Völkern von uns selbst entschieden werden und im deutschen Sinne, wie es Deutschlands Ehre, Recht und Vortheil fordert. Erst durch solche Politik werden wir uns Achtung und Gerechtigkeit bei den übrigen Völkern erzwingen.“⁸⁴

Die „Westfälische Zeitung“ gewichtete militärstrategische Vorteile stärker als einen einvernehmlichen Ausgleich mit einer benachbarten Nationalbewegung. Diese machtpolitische Entscheidung war in den Augen der „Westfälischen Zeitung“ eine Demonstration der nationalen Stärke. Durch eine Fortführung einer derartigen Politik glaubte man, künftig mehr Achtung und Gerechtigkeit von anderen Völkern zu erfahren. Ein gewisser Nationalegoismus schwang in dieser und in weiteren in der Zeitung anzutreffenden Aussagen mit.

Von den kosmopolitischen aufklärerischen Vorstellungen des Frühliberalismus, die von einem friedfertigen Zusammenleben der Völker ausgegangen waren, hatte sich die „Westfälische Zeitung“ schon in der ersten Woche ihres Erscheinens in Richtung eines militanten nationalen Egoismus verabschiedet:

„Das Weltbürgerthum wurde eine Zuflucht der Schwäche und der blinden Selbstsucht. Jetzt, wo auf der ganzen Erde die Nationalitäten sich erheben, jetzt am allerwenigsten darf sich der Deutsche im Gefasel von ewigem Frieden und ewiger Brüderschaft den Völkern zum Futter und Dünger anbieten. [...] Wer Deutschland dient, dient der Humanität, dem ächten Weltbürgerthum.“⁸⁵

Des Weiteren lässt dieser Artikel aus dem Frühjahr 1848 bereits erkennen, wie man sich eine friedliche Ordnung in Europa vorstellte. Die „Westfälische Zeitung“ maß dabei der deutschen Nation eine wichtige Rolle zu:

„Haben wir uns selbst stark gemacht, so können wir den Frieden befehlen. [...] Ist in der starken Mitte Europa's ein ruhig gesundes Leben, so wird ei-

⁸⁴ Westfälische Zeitung, Nr. 51 vom 1. August 1848, S. 1.

⁸⁵ Westfälische Zeitung, Nr. 3 vom 11. April 1848, S. 1.

ne friedliche Vermischung der Völker von selbst vor sich gehen, und dann muß es sich zeigen, welches Volk die kernigste und fruchtbarste Nationalität hat, um andern sein Gepräge aufzudrücken.“⁸⁶

Hier kommt ein gewisser Nationalmissionarismus in den Ausführungen des Autors zum Ausdruck. Das stark vorhandene deutsche Sendungsbewusstsein gegenüber anderen Völkern liefert somit auch eine Erklärung für das machtpolitische Auftrumpfen der deutschen Nationalbewegung. Das deutsche Volk sollte in den Zeiten des Friedens mit seiner Kultur andere Völker prägen. Die Friedenszeit würde dann von einer mächtigen deutschen Nation garantiert werden. Um eine solche starke Position zu erhalten und zu verteidigen, war man sofort bereit, alle Mittel einzusetzen, um Einschränkungen abzuwehren. Das zeigten der Krieg um Schleswig und die kriegerischen Auseinandersetzungen in Posen. Aber auch die Berichterstattung zu anderen Konfliktpunkten, in denen es darum ging, die nationale Größe und Stärke zu erweitern oder auch gegen andere nationale Einigungsbestrebungen zu verteidigen, zeigte ein ausgeprägtes Bewusstsein der „Westfälischen Zeitung“ für die gewünschte Macht und Stärke Deutschlands. Auf die Berichterstattung zum Aufstand in Böhmen und Mähren, zu den Auseinandersetzungen in Welschtirol und zur Limburg-Frage genauso wie auf andere zeitgenössische Diskurse wie die Bedrohung durch Russland und das Verhältnis zu England oder Frankreich, zu denen es zahlreiche Äußerungen in der „Westfälischen Zeitung“ gibt, sei hier nur hingewiesen.

Zusammenfassung

Der Bezug zu Größe, Macht und Stärke für einen deutschen Nationalstaat zeigt sich auch in der gemäßigt liberal-demokratischen „Westfälischen Zeitung“ aus Paderborn in mehreren Punkten. Hier ist eine Reihe von Forderungen zu nennen: die Forderung nach einer starken zentralen Reichsgewalt und der Wunsch nach einer deutschen Kriegsflotte, die dem künftigen Deutschland eine Stellung als ernstzunehmende Seemacht garantieren sollte, ferner die Pläne zur Errichtung einer seegestützten Handelsmacht, die sich in den Überlegungen zu dem Adria-Hafen Triest widerspiegelten. In der Debatte um Triest erörterte man auch die Vorteile einer Expansion entlang des angrenzenden Küstenverlaufes. Die Kriegsbereitschaft in Kreisen des Bürgertums zeigte sich im Konflikt um Schleswig. Man wartete voller Ungeduld auf das Eingreifen von Bundestruppen und zeigte Verehrung für die heldenhaft kämpfenden Freischaren. Den Fürsten warf man Zögern durch unnötige Diplomatie und dadurch „Verrat an der deutschen Sache“ vor. Von einer starken Kriegsflotte erhoffte man sich für Deutschland Bündnispartner, um eine friedliche Ordnung aus der Position der Stärke heraus diktieren zu können. Auch in der Frage einer Grenzziehung in Posen, die durch militärstrategische Überlegungen zustande gekommen war, stand man voll hinter einer machtpolitischen Entscheidung. Die Demarkationslinie

⁸⁶ Westfälische Zeitung, Nr. 3 vom 11. April 1848, S. 1f.

im Großherzogtum Posen nahm keine Rücksicht auf die Nationalität der Bevölkerung und benachteiligte klar die Polen. Hier zeigt sich der endgültige Abschied von der Vorstellung, dass es zu einem einvernehmlichen Ausgleich zwischen den Nationen kommen sollte.

Die vorangegangenen Ausführungen erweisen, dass der These von Ulrike von Hirschhausen, „Macht- und Gewaltbereitschaft hätten den Liberalismus weit weniger gekennzeichnet“, nicht für den gesamten Liberalismus in Deutschland zuzustimmen ist. Die Kritik von Manfred Kittel trifft zu, dass Hirschhausen nur die Avantgarde des badischen Liberalismus, vertreten in der „Deutschen Zeitung“, untersucht und so die nationalen Vorstellungen des Liberalismus in anderen Regionen Deutschlands außen vor gelassen hat.

Leider können keine näheren Aussagen über die Rezipienten der Zeitung gemacht werden. Da die Zeitung einen stetigen Leserkreis besaß und man daher annehmen muss, dass sie die Ansichten der Leser bediente oder auch in einer neuen, offenen Situation prägte, lässt auf ähnliche Einstellungen in der Leserschaft schließen. Um weitere Erkenntnisse über die differenzierten Ansichten der bürgerlichen Nationalbewegung zu erlangen, bedarf es freilich weiterer regionaler und lokaler Forschungen.

Franz Stock (1904–1948). Seine Berufung war Frankreich¹

von Dieter Riesenberger

Am 1. März 1998 schrieb der Präsident der Republik Jacques Chirac an Bundeskanzler Helmut Kohl:

„Herr Bundeskanzler, heute gedenken wir mit Abbé Stock eines Mannes, der schon in den 20er Jahren zur Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen aufgerufen hatte. [...] Abbé Stock, der unermüdlich Gefängnisbesuche machte und den zum Tode Verurteilten beistand, trat mit aller Überzeugung für die Annäherung zwischen unseren beiden Völkern ein. Er war einer der ersten, die verstanden, daß Versöhnung eine Geisteshaltung ist, etwas, das jeden Tag neu gewonnen werden will. Sie beruht nicht auf der Ablehnung der Geschichte, sondern auf der Fähigkeit, die Lehren aus ihr zu ziehen und darüber hinauszugehen.“²

In Frankreich ist die Erinnerung an den Priester Franz Stock sehr viel lebendiger und auch weiter verbreitet als in Deutschland; dies hängt mit seinem außergewöhnlichen Lebenslauf zusammen.³

Von Neheim nach Paris

Franz Stock wurde am 21. September 1904 in Neheim geboren, einer damals mittelgroßen Stadt im nördlichen Sauerland; er war das erste von neun Kindern. Die lebhaftere Mutter und der eher schweigsame Vater waren gläubige Katholiken. Der Vater, der in einer Fabrik arbeitete, wurde bei Kriegsbeginn eingezogen, und die Mutter musste allein für die Familie sorgen. Als Franz Stock noch zur Volksschule ging, soll er schon den Wunsch geäußert haben, Priester zu werden. Ein Kredit des Unternehmers, bei dem sein Vater beschäftigt war, ermöglichte ihm ab dem 13. Lebensjahr den Besuch des Realgymnasiums in Neheim. Er war ein durchschnittlicher Schüler, der allerdings durch seine Begabung im

¹ Erstmals erschien der Aufsatz in BALD, Detlef (Hg.): Schwellen überschreiten. FS Dirk Heinrichs, Essen 2005, S. 175–200. Er ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags auf Burg Rothenfels im Oktober 2004 im Rahmen einer Tagung zum 100. Geburtstag von Franz Stock.

² Das Schreiben des französischen Ministerpräsidenten Chirac ist abgedruckt in: Deutsch-Französische Begegnungen 1940–2000 auf dem Weg nach Europa, hg. vom Franz-Stock-Komitee für Deutschland und der Deutsch-Französischen Gesellschaft Arnberg e.V. Arnberg o. J., S. 67.

³ Sowohl in Deutschland als auch in Frankreich gibt es ein Franz-Stock-Komitee (neben dem Verein „Association Française Les Amis de l'Abbé Stock“). Beide Komitees setzen sich für die Einrichtung einer europäischen Begegnungsstätte im ehemaligen Kriegsgefangenenlager in Le Coudray bei Chartres ein, in dem Franz Stock ein theologisches Seminar für deutsche Kriegsgefangene geleitet hat („Stacheldrahtseminar“).

Zeichnen und Malen auffiel. Ostern 1926 machte er das Abitur und nahm das Theologiestudium an der Philosophisch-Theologischen Akademie in Paderborn auf.

Noch vor dem Abitur hatte sich Franz Stock dem Bund Quickborn angeschlossen, der ihm mehr zusagte als der intellektuell geprägte und autoritär geführte Verband der Jungdeutschen. Unter dem Einfluss Romano Guardinis wurde der Quickborn zum Zentrum der liturgischen Bewegung. Guardini charakterisierte den Kern der Quickborner Religiosität als Dreiklang aus liturgischer Gemeinschaftsfrömmigkeit, persönlichem Verhältnis zu Christus und Pflege des (vorreformatorischen) geistlichen Volksliedes.⁴ Der Quickborn verstand sich ganz als Bewegung, als religiöse Gemeinschaft; Leben und Ziel der einzelnen Gemeinschaften sollten nicht von Satzungen eingeengt werden, sondern vom lebendigen Zusammenspiel der jeweiligen Träger der Gemeinschaft geprägt sein. Als „Katholiken der Tat“ sollten sie an der Erneuerung der Kirche arbeiten.⁵ Die Begegnung mit der Natur beim gemeinsamen Singen und Wandern lag Franz Stock besonders am Herzen: „Man darf niemals vergessen, daß das Entscheidende zuallererst das unmittelbare und frische Leben ist, und daß unsere Jugendbewegung, von der der Quickborn ein wesentlicher Bestandteil ist, nicht in einem Büro oder hinter einem warmen Ofen entstand, sondern draußen in der hellen Sonne, im offenen Wind, auf der Fahrt.“⁶ Das Wandern galt im Quickborn als „Weg zum Wesenhaften“ und als „Suchen nach Gott“.⁷ Der Quickborn wollte nicht „Massenbewegung“ sein, sondern „Führerschule“. Eine größere Gruppe im Quickborn verstand sich als „neue franziskanische Bewegung“, die in ihrem Leben die „fröhliche Armut“ zu verwirklichen suchte.⁸

Wohl im Jahre 1925 trat Franz Stock in den „Friedensbund Deutscher Katholiken“ ein, der 1918 von Kaplan Magnus Jocham ins Leben gerufen worden war. Bereits im Jahre 1920 stand Kaplan Jocham in engem Kontakt mit dem französischen Politiker und Pazifisten Marc Sangnier, der vor dem Ersten Weltkrieg die Reformbewegung „Sillon“ gegründet hatte, um die französischen Katholiken mit der Republik auszusöhnen. Nach dem Krieg gründete dieser die „Internationale démocratique“, um die Jugend der Völker zusammenzuführen. In Deutschland wurde Marc Sangnier bekannt, als er im Krisenjahr 1923 in Freiburg i. B. den 3. Kongress der „Internationale démocratique“ abhielt und den Einmarsch belgischer und französischer Truppen in das Ruhrgebiet kritisierte. An diesem Kongress nahmen zahlreiche Mitglieder des Quickborn teil, die zugleich Mitglieder des Friedensbundes waren.⁹ Zwischen beiden Gruppierungen gab es nicht nur personelle

⁴ HENRICH, Franz: Die Bünde katholischer Jugendbewegung, München 1968, S. 98 u. S. 124.

⁵ HENRICH, Bünde katholischer Jugendbewegung, S. 98.

⁶ Zitiert nach LANZ, Dieter: Abbé Franz Stock: Kein Name – ein Programm. Das christliche Europa – eine reale Vision, Paderborn (1997) 2001, S. 23.

⁷ HENRICH, Bünde katholischer Jugendbewegung, S. 110, Anm. 277.

⁸ HENRICH, Bünde katholischer Jugendbewegung, S. 109.

⁹ Siehe RIESENBERGER, Dieter: Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1976, S. 8f.

Verbindungen, sondern auch grundlegende Übereinstimmungen im Selbstverständnis. Wie der Quickborn verstand sich auch der Friedensbund nicht als „konstruierte Organisation“ sondern als „Gemeinschaft opfer- und kampffreudiger Katholiken“, als eine „Ideen- und Tatgemeinschaft bewußt pazifistisch eingestellter Katholiken“,¹⁰ und wie die Quickborner „Wahrheit und Liebe in Christi Kraft“ suchten,¹¹ so verkündete der Aufruf des Friedensbundes vom 31. Januar 1919: „[...] Christus als Kündler der frohen Botschaft der Völkerverständigung, der Klassenversöhnung, der solidarischen Volkshilfe, der alles erneuernden Kraft seines Geistes“.¹² Die Verbindung von Quickborn und Friedensbund war so eng, dass im Geschäftsbericht des Friedensbundes vom Jahre 1929 von einer „Weggemeinschaft“ mit den Verbänden der katholischen Jugendbewegung, vor allem aber mit dem Quickborn gesprochen wurde.¹³

Franz Stock fühlte sich von der religiösen Begründung katholischen Friedenshandelns, die in erster Linie F. W. Foerster verpflichtet war,¹⁴ stark angezogen. Seit 1924 lautete das Motto des Friedensbundes „Pax Christi in regno Christi“ nach der gleichlautenden Enzyklika Benedikts XV. vom Jahre 1920. Franz Stock befasste sich mit dem päpstlichen Rundschreiben und war besonders von der folgenden Passage beeindruckt: „Denn die christliche Liebe ist nicht damit zufrieden, die Feinde nicht zu hassen und sie wie Brüder zu lieben, sie verlangt auch, daß wir ihnen Gutes tun nach dem Vorbild des Erlösers. Vor allem aber wünschen wir, daß ihr die Priester, die Diener des christlichen Friedens, auffordert, in dieser Angelegenheit unausgesetzt zu wirken und den Gläubigen so als Beispiel zu dienen.“¹⁵ An dieser religiösen Begründung christlich-katholischen Friedenshandelns hielt der junge Franz Stock auch dann fest, als sich der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ im Jahre 1926 politischen Fragen grundsätzlicher wie auch aktueller Natur zuwandte.

Nach dem ersten Semester an der Philosophisch-Theologischen Fakultät in Paderborn nahm Franz Stock im August 1926 am 6. Kongress der „Internationale démocratique“ in Bierville (Departement Seine-et-Oise) teil, der auf dem großen Anwesen Marc Sangniers stattfand. Sangnier hatte die Jugend zu einem internationalen Treffen unter dem Motto „Friede durch die Jugend“ eingeladen. Über 5.000 Jugendliche folgten dem Aufruf; mit etwa 800 Teilnehmern stellten die Deutschen die größte nationale Gruppe. Als Programm war vorgesehen: „Die sittlichen, sozialen und politischen Bewegungen der heutigen Jugend [...]; die wirtschaftliche Lage der Jugend [...] in den einzelnen Ländern [...]; Kenn-

¹⁰ RIESENBERGER, Die katholische Friedensbewegung, S. 43.

¹¹ HENRICH, Bünde katholischer Jugendbewegung, S. 120.

¹² Zitiert nach RIESENBERGER, Die katholische Friedensbewegung, S. 34f.

¹³ HINZ, F.: Vom Wachstum des Friedensbundes Deutscher Katholiken, in: Katholische Friedenswarte 1/2 (1924–25), S. 2.

¹⁴ Vgl. HIPLER, Bruno: Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966). Ein Inspirator der katholischen Friedensbewegung in Deutschland, in: Stimmen der Zeit 208, H. 2 (1990), S. 113–124.

¹⁵ Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 25.

zeichen und Ziele der wichtigsten Jugendbewegungen und Jugendorganisationen [...]; die internationale Zusammenarbeit der Jugend im Dienste der Völkerverständigung und der Entspannung des Abendlandes.“¹⁶

Für die katholischen Jugendlichen Frankreichs war die Begegnung mit den Lebensformen deutscher Jugendgruppen, vor allem mit dem gemeinsamen Wandern und dem Singen religiöser Volkslieder, ein begeisterndes Erlebnis; für Franz Stock bedeutete das unmittelbare Zusammentreffen mit französischen Gleichgesinnten sowie das Eintauchen in die französische Sprache und Kultur eine große Bereicherung. Die emotionale Grundstimmung während dieser Tage in Bierville hat ihn geprägt: die gemeinsamen Gottesdienste und Andachten, die Aufführungen im Freilichttheater und die Friedensspiele. In Bierville begegnete er auch Joseph Folliet, mit dem er später am „Institut Catholique“ in Paris studierte.

Im Jahre 1927 hielt der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ in Essen seine 4. Reichstagung ab; der Schwerpunkt der Tagung galt Fragen der französisch-deutschen und der deutsch-polnischen Verständigung. Erstmals nahmen Gastredner aus Frankreich und Polen teil. Es zeigte sich, dass eine Verständigung mit Polen kaum möglich war, solange Deutschland seine Grenze mit Polen nicht anerkannte. Dagegen konnte – nach Anerkennung der deutschen Westgrenze durch die Locarno-Verträge von 1925 – eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland deutliche Fortschritte erzielen. Als Redner aus Frankreich waren Marc Sangnier, Abbé Flagollet, Fabre Luce, der Jesuitenpater Delattre und Abbé Remillieux gekommen.¹⁷ Franz Stock, der ebenfalls an der Tagung teilnahm, verabredete mit Marc Sangnier ein Friedentreffen auf Burg Rothenfels (Südspessart), der „Stammburg“ des Quickborn. Im gleichen Jahr vertraute Franz Stock im Verlauf einer „franziskanischen Wanderung“ durch die Schluchten der Dordogne einem französischen Freund an: „Als mein Vater mir den Vornamen Franz gegeben hat, dachte er sicherlich an den hl. Franz von Assisi, aber Franz, das ist auch ‚France‘. Ich glaube, daß meine Berufung untrennbar von Frankreich ist. Ich werde meinen Bischof bitten, meine Studien in einem französischen Seminar fortsetzen zu dürfen, um besser für die Annäherung unserer beiden Länder arbeiten zu können.“¹⁸ Tatsächlich ist es ihm nach Überwindung großer Schwierigkeiten gelungen, als erster Deutscher nach Kriegsende am „Institut Catholique“ in Paris Theologie zu studieren. Dort traf er Joseph Folliet wieder, der nach 1945 als Professor für Soziologie an der katholischen Fakultät in Lyon lehrte.

Eine Folge der Tage von Bierville war im Jahre 1928 die Gründung der „Compagnons de Saint François“ durch Joseph Folliet und René Baugey, denen sich Franz Stock anschloss. Die neue Gruppierung verband die Spiritualität des hl. Franziskus mit den Lebensformen der Jugendbewegung und entsprach so in hohem Maße der Haltung Franz

¹⁶ Zitiert nach RIESENBERGER, Die katholische Friedensbewegung, S. 13.

¹⁷ Zur Reichstagung des F.D.K. in Essen 1927 siehe Katholische Friedenswarte 7/8 (1927), S. 4.

¹⁸ Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 32.

Stocks. Die „Gefährten des hl. Franziskus“ waren aus dem „Sillon“ hervorgegangen, distanzierten sich jedoch in entscheidenden Fragen von ihm. So heißt es in einer programmatischen Erklärung:

„Der katholische Sillon besitzt ein Minimum an politischen Ideen. Unter den verschiedenen möglichen Regierungsformen hat er sich für die Demokratie entschieden. Er bemüht sich um die immer vorherrschender werdende Demokratie. Die ‚Gefährten‘ dagegen sprechen sich nicht zugunsten irgendeines politischen Regimes aus. – Der katholische Sillon hat sich die Verwirklichung von sozialen Aufgaben zum Ziel gesetzt, deren Dringlichkeit oder Nützlichkeit er erkannt hat. Die ‚Gefährten‘ vermitteln für die soziale Aktion nur eine sehr indirekte Vorbildung. – Der katholische Sillon formt seine Mitglieder durch die Methode der Studienzirkel. Die ‚Gefährten‘ verstehen sich zuallererst als Pilger.“¹⁹

Dieses Programm, mit dem sich Franz Stock identifizierte – er war das erste deutsche Mitglied – bedeutete eine Relativierung der Demokratie zugunsten der anderen möglichen „politische[n] Regimes“. Die Berechtigung der Regierungsform – also auch der Demokratie – wurde darauf reduziert, dass sie die eigene Lebensform, nämlich die Pilgerschaft, ermöglicht und zulässt. Zugleich erklärt das Programm den Rückzug aus der politischen und sozialen Wirklichkeit zugunsten eines jugendlichen elitär-spiritualistischen Selbstverständnisses, das seine Erfüllung in der unmittelbaren Begegnung mit der „feurigen Seele“ eines „jungen Menschen“ und in der Ausweitung der Grenzen des Reiches Gottes sieht.²⁰ Menschensuche und Pilgerschaft erinnern an den Auftrag und die Lebensweise der Apostel – ein nicht gerade bescheidener Anspruch bei aller persönlichen Bescheidenheit und Demut. Mit dem ausschließlich religiösen Friedensverständnis setzten sich die „Gefährten des hl. Franziskus“ und Franz Stock in Gegensatz sowohl zum „Sillon“ als auch zum „Friedensbund Deutscher Katholiken“, der bereits 1926 erkannt hatte, dass man sich auf Dauer „nicht in Erörterung von Problemen einer zeitlosen Moral“ erschöpfen dürfe, sondern dass man sich den „ganz konkreten geschichtlichen Phänomenen“ zuwenden müsse. Walter Dirks, nur drei Jahre älter als Franz Stock, mahnte die Katholiken, dass die Kirche ihren Einfluss allein auf dem Boden einer demokratischen Staatsform ausüben könne.²¹

Franz Stock war, so scheint es, die treibende und planende Kraft der Pilgerfahrten, an der die „Gefährten des hl. Franz“ aus Frankreich und Deutschland teilnahmen. Nach der

¹⁹ Zitiert nach CLOSSET, René: Er ging durch die Hölle – Franz Stock. Einleitung v. Walter Dirks. Deutsch v. Heinrich Diebecker u. Anton Schwingenheuer, Paderborn 1983, S. 46f. (Französische Originalausgabe: L'aumônier de l'enfer – Franz Stock, Mulhouse 1964).

²⁰ Zitiert nach CLOSSET, Franz Stock, S. 47.

²¹ DIRKS, Walter: Katholizismus und Demokratie, in: Rhein-Mainische Volkszeitung, Nr. 150 vom 1. Juli 1932, S. 1.

Pilgerfahrt in Hochsavoyen im Sommer 1930 bereitete er für August 1931 eine weitere Pilgerfahrt vor, die von Luxemburg über Trier und Echternach in seine Heimatstadt führte; sie stand unter dem Motto „Pour la paix entre les patries“ (Für den Frieden unter den Völkern). Auf dieser Pilgerfahrt wollten die jungen Franzosen mit jungen Deutschen „das Leben im Zelt teilen, um sie besser kennenzulernen und dadurch besser zu lieben. Letztlich also verfolgten wir ein Ziel der Friedensbewegung. Aber es wurde keine direkte Friedenspropaganda entfaltet. Also kein Kreuzzug für den Frieden!“ Die unmittelbare Begegnung mit dem Anderen sollte den Frieden zwischen den Menschen stiften; dabei galt es, die eigene Grundlage zu festigen und auszubauen: „Waren die Beweggründe unseres Kommens religiöser Natur, so waren es auch eindeutig religiöse Aufgaben, mit denen wir uns beschäftigten. Abbé Remillieux hielt uns regelrechte Exerzitien mit seinen Morgenbetrachtungen über die christlichen Grundlagen des Friedens. Unmittelbar auf die Betrachtung folgte eine gemeinsame Messfeier, bei der Deutsche und Franzosen auch gemeinsam ministrierten. Unsere ganzen Unterhaltungen und die täglichen Ordenskapitel über die Enzyklika ‚Pacem‘ von Benedikt XV. waren dann einfach eine Weiterführung der Messfeier am Morgen.“²²

Am Ende dieser Einkehr im Hause Stock stand die – in die enthusiastische Sprache jugendlicher Begeisterung gekleidete – Überzeugung: „Wir haben gespürt, daß wir, die Jugend, die Zukunft unserer Länder sind. Denn wir besitzen die Wahrheit. [...] Und was ist das für eine Wahrheit? Die Wahrheit, daß der Krieg eine schreckliche Sünde ist, daß Deutschland wie auch Frankreich zahlreiche und auch mutige Friedenskämpfer zählt. Diese müssen sich kennenlernen und zusammentun, damit sie der Barbarei den Weg versperren und eine glückliche Verfassung der Welt vorbereiten.“²³

Die Wirklichkeit aber war, dass man in Deutschland diese Wahrheit nicht hören wollte; der Krieg lebte schon in den Herzen und Hirnen vieler Deutscher. Seit 1929 stieg die Zahl der Kriegsbücher kontinuierlich, die Literatur des sogenannten Soldatischen Nationalismus erschien in Massenaufgaben; vaterländische Kriegsfilm wurden produziert und gezeigt.²⁴ Bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 – also immerhin ein Jahr vor der Pilgerfahrt nach Deutschland – war die NSDAP mit 107 Mandaten zweitstärkste Partei und die KPD mit 77 Mandaten drittstärkste Partei geworden. Die reale Wirklichkeit hatte für die Wahrheit der enthusiastischen jungen Männer keinen Platz. Andererseits liegt die Vermutung nahe, dass die Konzentration auf ein ausschließlich religiös-spiritualistisches Friedensverständnis den Blick auf die politische Wirklichkeit verstellte, die sich bei der großen Kundgebung des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ auf dem Borberg bei Brilon bemerkbar machte; an ihr nahmen auch Franz Stock und seine

²² Zitiert nach CLOSSET, Franz Stock, S. 58f.

²³ Zitiert nach CLOSSET, Franz Stock, S. 61.

²⁴ WETTE, Wolfram: Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. I, Stuttgart 1979, S. 95ff.

französischen Freunde teil. Etwa 1.500 Menschen versammelten sich zu dieser Kundgebung. Nach einem Gottesdienst sprachen der französische Professor Abbé Berton, der Generalsekretär des Friedensbundes Paulus Lenz, Abbé Remillieux und Christoph Tölle, nach dem Zweiten Weltkrieg langjähriger Paderborner Bürgermeister. Ein SA-Trupp in Uniform versuchte, die Kundgebung zu stören, konnte jedoch mit Hilfe der Polizei zurückgedrängt werden.²⁵

Am 12. März 1932 wurde Franz Stock im Dom zu Paderborn zum Priester geweiht. Kurze Zeit war er Vikar in Effeln bei Lippstadt, danach in Dortmund-Eving. In diesem vom Kohlenbergbau geprägten Stadtteil mit den Zechen „Minister Stein“ und „Fürst Hardenberg“ kümmerte er sich auch um die polnischen Bergarbeiter, denen er, nachdem er sich einige polnische Sprachkenntnisse angeeignet hatte, „Sonntag für Sonntag in ihrer Sprache das Wort Gottes verkündigte und ihre Beichten hörte.“²⁶ Im Jahre 1934 bat man ihn, das Amt des Rektors der Deutschen Gemeinde in Paris zu übernehmen. Vorgeschlagen hatte ihn der Pariser Erzbischof Kardinal Verdier (1864–1940), der sich als ehemaliger Lehrer am „Institut Catholique“ an den deutschen Theologiestudenten erinnerte.

Am 1. Oktober 1934 trat Franz Stock sein neues Amt als Leiter der deutschen katholischen Mission in Paris an. Er brachte frisches Leben in die Bonifatius-Gemeinde: „Rektor Stock nun gehört jener Generation junger deutscher Priester an, die sich mit Rucksack und Stab die Heimat erwanderten.“²⁷ Er feierte mit der etwa 500 Mitglieder zählenden Gemeinde den 1. Mai und das Erntedankfest und unternahm zahlreiche Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung von Paris. Bei Filmabenden zeigte er der Gemeinde das „Frankreich der Provinz“, die Bretagne und die Normandie. Er gründete einen Chor und stellte ein kleines Instrumentalensemble zusammen, so dass die Gottesdienste der deutschen katholischen Mission weit über die Gemeinde hinaus bekannt wurden.

Der Beginn der organisierten Seelsorge für die in Paris lebenden Deutschen geht auf das Jahr 1837 zurück, in dem der Elsässer Abbé Axinger die deutsche Bonifatius-Mission als Hilfswerk zur Unterstützung Not leidender Deutscher in Paris gründete, um „ihren Geist und ihr Herz von den Versuchungen zu Lüge und Laster fortzuziehen und [...] um die materiellen Nöte derer zu mildern, die leiden.“²⁸ Mit Unterstützung des Deutschen Katholikentages in Mainz (1862) begann die Unterhaltung einer ständigen Mission in Paris. Der lothringische Pater Joseph Chable SJ erbaute die Kirche „St Joseph des Allemands“, richtete eine Tagesschule für 700 Kinder ein und organisierte Abendkurse für 400 junge Männer. Um 1868 lebten etwa 150.000 Deutsche in Paris, das damit die drittgrößte „deutsche Stadt“ hinter Berlin und Wien wurde. Nach 1870/71 blühte trotz einiger

²⁵ Zu den Vorgängen auf dem Borberg siehe BLÖMEKE, Sigrid: „Nur Feiglinge weichen zurück!“ – Josef Rüther (1881–1972), Brilon 1992, S. 49f.

²⁶ STOCK, Franz: 100 Jahre deutsche Seelsorge in Paris 1837–1937, Paris 1937, S. 29. – Ein Exemplar dieser Schrift befindet sich in der Bibliothek der Theologischen Fakultät Paderborn.

²⁷ STOCK, 100 Jahre deutsche Seelsorge, S. 30.

²⁸ STOCK, 100 Jahre deutsche Seelsorge, S. 9.

Schwierigkeiten die Deutsche Gemeinde in Paris auf; inzwischen setzte sich die Gemeinde nicht mehr hauptsächlich aus Arbeitern zusammen, sondern aus jungen Kaufleuten, Handwerkern und jungen Frauen, die als Säuglingsschwester, Kindergärtnerin, Hausangestellte oder Erzieherin arbeiteten. Im Jahre 1895 wurde ein Heim für hilfsbedürftige Mädchen eingerichtet, Vereine wie der Katholische Kaufmannsverein, der Marienverein, der Vinzenzverein und ein Krankenbesuchsverein erleichterten das Leben.²⁹ Nach Beginn des Ersten Weltkriegs zerstreute sich die Gemeinde, und ihr Vermögen wurde konfisziert. Ab 1926 konnten in der „Eglise des Etrangers“ wieder deutsche Predigten gehalten werden, im November 1928 konnte ein von der Caritasstiftung gekauftes Haus in der Rue Lhomond eingeweiht werden, wenig später ein weiteres Haus für bedürftige bzw. gefährdete junge Frauen. Das Haus in der Rue Lhomond mit Kapelle, Versammlungssaal und Büro wurde das Seelsorgezentrum für die in Paris lebenden deutschen Katholiken. Die Treuhänderschaft der Caritasstiftung über das Vermögen der deutschen Bonifatiusgemeinde erklärt die enge Verbindung zwischen Franz Stock und der Caritaszentrale in Freiburg i. Br. Neben der katholischen Gemeinde bestand die evangelisch-lutherische Gemeinde, die im Jahre 1858 von Pastor Bodelschwingh gegründet wurde; Friedrich von Bodelschwingh stand von 1858 bis 1864 dieser sogenannten „Gassenkehrergemeinde“ vor.

Das Amt schien für Franz Stock neue Perspektiven in der Verfolgung seines großen Anliegens, der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zu eröffnen. Es ist unklar, ob er sich der Problematik bewusst war, dass die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Januar 1933 auf seine Arbeit in Paris Auswirkungen haben musste. Als Rektor der deutschen katholischen Gemeinde war er auch ihr Repräsentant und damit eine Person des öffentlichen Lebens. Er stand in engem Kontakt mit dem deutschen Botschafter, der ihm in seinem Dankschreiben auf die Zusendung des Jahresberichts 1937 bestätigte: „Der Bericht zeigt aufs neue, daß die deutsche Gemeinde unter Ihrer Leitung [...] ihren religiösen, sozialen und vaterländischen Aufgaben vollauf gerecht geworden ist.“³⁰

Ende Januar 1935 hielt Franz Stock nach der für Deutschland erfolgreichen Abstimmung im Saarland vom 13. Januar 1935 eine Dankandacht ab, der Mitglieder der Botschaft und die Frau des Botschafters – der Botschafter selbst nahm am evangelischen Gottesdienst teil – beiwohnten. Danach fand eine „kleine Saarfeier“ statt, zu der „der Leiter der Pariser Ortsgruppe der NSDAP Spieker und einige alte Parteimitglieder“ erschienen waren. Franz Stock schilderte in seiner Ansprache den „Kampf, den die Saarländer um ihre Freiheit führten“; er hatte diesen Kampf vor der Abstimmung selbst beobachtet. Schließlich wies Rektor Stock unter dem Beifall der Anwesenden darauf hin,

²⁹ STOCK, 100 Jahre deutsche Seelsorge, S. 26.

³⁰ Das Lob des Botschafters zitiert Stock in seinem Brief an Caritasdirektor Kuno Joerger vom 21. März 1938, in: Archiv des Deutschen Caritasverbandes e.V., Freiburg i. Br. (ADCV), Sign. R 741 Pariser Anwesen, Fasz. 2 (1938–1947).

dass „die Deutschen im Ausland besonders fest zusammenhalten müßten.“ Im zweiten, inoffiziellen Teil des Abends wurden „zünftige Fahrten- und SA-Lieder“ gesungen. Die kleine Saargebietfeier endete mit einer Sammlung für das Winterhilfswerk, „ohne die kein Vortrag und keine gesellschaftliche Veranstaltung der in Paris lebenden Deutschen stattfindet.“ Ein „nicht geringer Geldbetrag“ wurde an die Pariser Ortsgruppe der NSDAP übergeben.³¹ Franz Stock scheint keine Berührungspunkte mit der Pariser Ortsgruppe der NSDAP gehabt zu haben. Es ist denkbar, dass sein Verhalten auf seine Indifferenz gegenüber der Staatsform zurückzuführen ist, die ausdrücklich auch der – in Deutschland inzwischen abgeschafften – Demokratie galt. Die „kleine Saargebietfeier“ war ein offenes Bekenntnis zu Deutschland in Anwesenheit von Repräsentanten der nationalsozialistischen Partei und der SA.

Im Jahre 1936 stellte Franz Stock in seinem Tätigkeitsbericht an den Kölner Erzbischof fest, dass die „Zusammenarbeit mit französischer Jugend oder im allgemeinen mit französischen Katholiken“ früher leichter gewesen sei, dass man aber trotz der „gespannten politischen Lage und trotz der großen Reserve der ehemals freundlich gesonnenen Jugendbewegungen in Frankreich“ eine gewisse „Zusammenarbeit und Annäherung“ erreicht habe. Sein Hinweis auf die regelmäßigen Kontakte und Veranstaltungen der ihm eng verbundenen „Gefährten des heiligen Franziskus“ sowie auf den „Sillon“ und dessen Familienfeiern im Haus der Deutschen Gemeinde kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass er seine Verständigungsarbeit durch die politische Entwicklung gefährdet sah.³²

In seiner Rede vor der „Katholischen Auslandsdeutschen Mission“ in Frankfurt a. M. am 20. August 1936 machte Franz Stock deutlich, wer nach seiner Auffassung für die Verschlechterung der deutsch-französischen Verständigung verantwortlich war. Hier sprach er von der „Verhetzung und Bedrohung durch die französische und spanische Presse, die an allem, was sich bewußt deutsch nennt und danach handelt, herumkritisiert und unsere Arbeit nur als eine Propaganda des neuen Deutschland ansieht. [...] Ganz außer acht bleibt auch die Hetze einer gemeinen Flüchtlingsclique.“³³ Diese Äußerungen fielen nach der Intervention des nationalsozialistischen Deutschland zugunsten des gegen die republikanische Regierung Spaniens im Juli 1936 putschenden Generals Franco. Gegen diese Intervention wandte sich die öffentliche Meinung in Spanien und Frankreich – hier herrschte seit Mai 1936 die Volksfrontregierung – vehement. Dabei kam es auch zu überzogenen Angriffen auf die Deutsche Gemeinde und Franz Stock selbst. Wenn Franz Stock in seiner Rede andererseits Formulierungen wie „neues Deutschland“ und „Hetze einer gemeinen Flüchtlingsclique“ verwendete, dann übernahm er offensichtlich ohne Bedenken nationalsozialistisches Vokabular.

³¹ Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 51f.

³² Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 53.

³³ Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 54.

Franz Stock schätzte – und damit stand er nicht allein – die Methoden und Ziele der nationalsozialistischen Außenpolitik völlig falsch ein, wie seine Äußerungen nach dem Münchener Abkommen vom 30. September 1938 belegen, in dem die Tschechoslowakei ihre Sudetengebiete an Deutschland abtreten musste. Schon während der Münchener Konferenz hatte sich Hitler auffällig um den neuen französischen Ministerpräsidenten Daladier bemüht, und nach der Konferenz wurden Daladier und der britische Premierminister Chamberlain in ihrer Heimat als „Friedensstifter“ gefeiert. Franz Stock stellte schon am 1. Oktober 1938, also einen Tag nach der Münchener Konferenz, fest, dass endlich die „Kriegshetze“ in Paris beendet sei; wie „umgewandelt ist jetzt die Stimmung, man fängt an, Deutschland zu verstehen und [...] zu lieben.“ Er äußerte die Hoffnung, dass „endlich die Zeit nicht mehr fern ist, wo Deutsche und Franzosen sich wirklich verstehen und schätzen: Die Zeichen sprechen dafür, daß wir auf dem besten Wege sind.“³⁴ Als schließlich Außenminister Ribbentrop am 6. Dezember 1938 in Paris eine deutsch-französische Erklärung unterzeichnete, die eine Garantie der deutsch-französischen Grenze aussprach, wiederholte Franz Stock seine Hoffnung auf eine Verständigung und auf ein „neues und friedlicheres Verhältnis“.³⁵

In seiner Position als Rektor der Deutschen Gemeinde in Paris entwickelte sich der junge Priester zu einem Mann mit beträchtlichen „diplomatischen Fähigkeiten“.³⁶ Mit seinem offenen Wesen, seiner Hingabe an die Gemeinde und seinem organisatorischen Geschick gewann er die Herzen der Menschen. Er fühlte sich aber auch sichtlich wohl als Repräsentant der Gemeinde und als Person des öffentlichen Lebens. Der Höhepunkt seiner Tätigkeit war das Zusammentreffen zweier Ereignisse im Jahre 1937, der Feiern zum hundertjährigen Bestehen der Deutschen Gemeinde in Paris und der Pariser Weltausstellung: In der deutschen Kapelle des päpstlichen Weltausstellungsgebäudes feierte er am 5. September 1937 die Messe in Anwesenheit zahlreicher Gemeindemitglieder; auf den Ehrenplätzen saßen u. a. der deutsche Botschafter mit seiner Frau und der Reichskommissar des Deutschen Hauses auf der Weltausstellung. Franz Stock predigte über den hl. Michael als Schutzpatron der Franzosen und der Deutschen.³⁷

Neben seinen seelsorgerischen Tätigkeiten und repräsentativen Aufgaben widmete sich Franz Stock auch der wissenschaftlichen Arbeit, bei der es ihm darum ging, an einem „Fundament der endgültigen Aussöhnung beider Länder mitzuwirken, das auf historischen und christlichen Wurzeln basierte.“³⁸ Er verfasste nicht nur einen Abriss der Ge-

³⁴ Schreiben Stocks an Joeger vom 1. Oktober 1938, in: ADCV, Sign. R 741 Pariser Anwesen, Fasz. 4 (1930–1940).

³⁵ Schreiben Stocks an Joeger vom 6. Dezember 1938, in: ebd.

³⁶ Schreiben Joegers an Stock vom 16. März 1937, in: ebd., Fasz. 1.

³⁷ Schreiben Stocks an Vorgrimmler vom 8. September 1937, in: ebd.

³⁸ HECKEROTH, Ansgar/ STORK, Hans-Walter: Franz Stock (1904–1948) – Priester und Wissenschaftler. Einleitung zum Reprint: STOCK, Franz: Die ersten deutschen Buchdrucker in Paris um 1500, Paderborn 1992, S. [15]. Die erste Auflage erschien 1940 im Verlag Herder/Freiburg.

schichte der deutschen Seelsorge in Paris, sondern befasste sich auch intensiv mit deren Gründer, mit dem in Straßburg geborenen Abbé Joseph Maria Axinger, den er als „Brückenbauer zwischen Deutschland und Frankreich“ würdigen wollte – das Manuskript „Joseph Maria Axinger (1806–1888), der Begründer der Deutschen Mission in Paris“ blieb unvollständig und ist bis heute nicht veröffentlicht. Schließlich arbeitete er über die Geschichte der ersten deutschen Buchdrucker in Paris um 1500; auch damit wollte er einen „Beitrag zur Geschichte der Deutschen in Frankreich“ leisten.³⁹ Noch vor Fertigstellung dieses Manuskripts musste er wegen des bevorstehenden Krieges Paris verlassen.

Der junge Franz Stock war offensichtlich nicht nur ein viel beschäftigter, sondern auch ein ehrgeiziger Mann, der gegenüber Mitarbeitern durchaus verletzend auftreten konnte. Es gab Schwierigkeiten mit zwei Gemeindeschwestern, deren Arbeit er offensichtlich ignoriert hat. Als sie im April 1937 die Leitung des Mädchenheims der Pariser Gemeinde aufgaben, verabschiedete er sie kurz – „und schon öffnete er die Tür. – Das ist ein Abschied, wenn man drei Jahre lang mit einem Priester um dieselbe Idee gerungen und ein Ziel verfolgt hat, den Glauben in den Herzen der Menschen zu erhalten.“ Er soll übrigens stets behauptet haben, die „Sache mit den Mädchen ginge ihn nichts an.“⁴⁰ Andererseits hob er in seinem Jahresbericht 1937 die Bedeutung des Mädchenheims als „unentbehrliche Gast- und Heimstätte“ für über 300 junge Frauen mit 5.492 Übernachtungen im Jahr hervor.⁴¹

Von Paris in das Kriegsgefangenenlager Le Coudrai/ Chartres

Im Januar 1940 wurde Franz Stock vom Erzbischöflichen Generalvikariat Paderborn nach Klein-Wanzleben bei Magdeburg geschickt, um dort die Vertretung des erkrankten Pfarrvikars zu übernehmen. Diese Abordnung muss er als kränkend empfunden haben; schon einen Monat später äußerte er den Wunsch, an anderer Stelle eingesetzt zu werden: „Mein Wunsch geht nicht dahin, in der Diaspora und dazu noch in einem kleinen Dorf zu bleiben.“ Der Paderborner Weihbischof Baumann wies seinen Wunsch zurück: „Es ist sicherlich nicht leicht, die Weltstadt Paris und ihre hohe geistige Kultur mit der Einöde zu vertauschen. Aber es gehört zur priesterlichen Berufung.“⁴² In Klein-Wanzleben erreichte ihn ein Brief Reinhold Schneiders – sie hatten sich bei einem Besuch des Schriftstellers in Paris im Dezember 1938 kennen gelernt –, in dem dieser von seiner Hoffnung auf eine „Wiederherstellung des eigentlichen Europa“ sprach: „Europa könnte auch der Sinn dieses Krieges sein, nur ist es ungewiß, ob es den Menschen zur rechten Zeit noch aufgehen

³⁹ Ebd., S. [16].

⁴⁰ Schreiben der Schwestern M. K. und M.-E. D. an die Leiterin der Berufsgemeinschaft katholischer Seelsorge vom 5. April 1937, in: ADCV, Sign. R 741, Fasz. 1. – Dass die beiden Schwestern keine „Querulanten“ waren, sondern dass sie hervorragende Arbeit geleistet haben, bestätigte ihnen die Leiterin in ihrem Schreiben vom 10. Mai 1938, in: ebd.

⁴¹ Jahresbericht der deutschen katholischen Gemeinde in Paris „Sankt Bonifatius“ 1937, S. 11, in: ebd.

⁴² Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 59.

wird. [...] Allem Verbindenden müßten wir uns mit ganzer Kraft widmen.“ In seinem Antwortschreiben erklärte Franz Stock, auch er habe „diese Hoffnung, daß das geistige Europa sich solidieren muß. Vorerst lebt in mir die Erinnerung an die geleistete Arbeit nach und die Erwartung, daß eines Tages es sich erfüllen möge zum Segen der beiden großen Nationen.“⁴³

Im Juni 1940 kamen der Reichsverband für das katholische Deutschland im Ausland und das Oberkommando der Wehrmacht überein, Franz Stock vorzusehen „a) für die Verfassung eines französischen Gebetsbüchleins – b) für die Seelsorge der französischen Kriegsgefangenen.“⁴⁴

Franz Stock überarbeitete und erweiterte das „Manuel du soldat chrétien“, das bereits 1870 in fünf Auflagen und 1914–1918 in mehreren Neudrucken erschienen war; in der siebten Auflage stand es seit 1940 zur Verfügung – die zwölfte kam 1941 heraus.⁴⁵ Dagegen wurde Franz Stock nicht mit der Seelsorge für die französischen Kriegsgefangenen betraut, sondern am 13. August 1940 erneut zum Rektor der Deutschen Gemeinde in Paris ernannt. Ende Oktober 1940 begab er sich in die französische Hauptstadt und wohnte bis März 1941 im Hôtel d’Orsay, weil sich die Verhandlungen um die Rückgabe des bei Kriegsbeginn von Frankreich konfiszierten Vermögens der Deutschen Gemeinde recht lange hinzogen. Ende März 1941 konnte er wieder in das ihm vertraute Haus der Deutschen Gemeinde in der Rue Lhomond einziehen; im August 1941 erhielt er die „Wiedereinweisung in unser in Paris sich befindliches Vermögen“ für die Caritasstiftung GmbH in Freiburg, er selbst zeichnete als Bevollmächtigter.⁴⁶

Im November 1940 übernahm Franz Stock zusätzlich die Seelsorge für die französischen Häftlinge, die im berüchtigten Untersuchungsgefängnis der Wehrmacht in Fresnes untergebracht waren; im April 1941 wurde er offiziell zum Seelsorger der Wehrmachtsgefängnisse in Paris ernannt. Sein Auftrag als Standortpfarrer im Nebenamt lautete: „Stand-

⁴³ Brief R. Schneiders an F. Stock vom 17. Januar 1940 und Antwort Stocks an Schneider vom 24. Februar 1940, in: STOCK, Die ersten deutschen Buchdrucker in Paris um 1500, S. 34f.

⁴⁴ Reichsverband für das katholische Deutschtum im Ausland an Zentrale des Deutschen Caritasverbandes vom 12. Juni 1940, in: ADCV, Sign. R 775 Kirchliche Kriegshilfe (Berlin), Fasz. 1: (1939–1945).

⁴⁵ Manuel du soldat chrétien, par le R. P. JOSEPH, missionnaire. Augmenté et revu par M. Franz Stock, recteur de l’église allemande à Paris. Freiburg im Breisgau 1941. – Auch dieses „Manuel“ mit Gebetstexten und geistlichen Liedern kommt nicht ohne politische Indoktrination aus: Der Militärseelsorger P. Joseph hielt in seinen das Büchlein abschließenden „Conseils dédiés aux soldats prisonniers en Allemagne“ die französischen Kriegsgefangenen neben Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin, Gesetzestreue und Anerkennung der elterlichen Autorität zur Wahrung der Religion an und mahnte sie: „Seht, was im Frankreich des 18. Jahrhunderts geschah: Das gottlose Lachen der Philosophen, welche die Religion zum Verfall gebracht hatten, erstarb schließlich am Fuße des Schafotts von 1793, und das Vaterland ertrank in Blut.“ (S. 92). – In der 7. Auflage vermerkte der Herder-Verlag: „Von vielen Seiten sind uns Gesuche um Lieferung französischer Gebetbücher für französische Verwundete und Gefangene zugegangen. Wir haben uns deshalb entschlossen, dieses Manuel nach erfolgter Genehmigung [...] durch das Oberkommando der Wehrmacht neu herauszugeben [...]“

⁴⁶ Stock an die Caritas-Zentrale Freiburg vom 28. August 1941, in: ADCV, Sign. R 741 Pariser Anwesen, Fasz. 4: (1930–1940).

ortpfarrer Stock betreut die katholischen Zivilhäftlinge beiderlei Geschlechts in den Wehrmachtsgefängnissen Fresnes und Cherche-Midi. Außer der kirchlichen Betreuung der Häftlinge durch Gottesdienst, Beichte und Kommunion obliegt den beiden Pfarrern [Pfarrer Stock und Pfarrer Loevenich] auch die Vorbereitung der zum Tode Verurteilten.⁴⁷ Seit dem 10. Juni 1941 gehörten zu seinen Aufgaben als Standortpfarrer „Amtshandlungen, Wehrmachtsgottesdienste und Lazarettseelsorge“.⁴⁸ Als Standortpfarrer erhielt er den Rang eines Majors; er lehnte es jedoch ab, Uniform zu tragen, und zog die schwarze Soutane der französischen Geistlichen mit einer Rotkreuz-Armbinde vor. Für die deutsche Wehrmachtsgemeinde hielt er nicht nur Sonntagsgottesdienste ab; jeden Donnerstag fand in der Hauskapelle in der Rue Lhomond eine Andacht statt, der eine Saalfeier folgte. Unter den Teilnehmern waren neben Wehrmichtsangehörigen „viele Theologen, Studenten, Kapläne und Ordensleute. [...] Der Besuch ist ausgezeichnet, die Kapelle gedrängt voll [...]“.⁴⁹ Wie schon in seiner Amtszeit als Rektor der Gemeinde vor dem Krieg gründete er wieder einen Chor, unternahm er mit Angehörigen seiner Gemeinde wieder Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung von Paris. In zahlreichen Artikeln topographischen und kulturgeschichtlichen Inhalts in der „Deutschen Zeitung in Frankreich“ und in der „Pariser Zeitung“ versuchte er, den Angehörigen der Wehrmacht das von ihm geliebte Frankreich nahe zu bringen.⁵⁰ Noch hoffte er wie im Jahre 1940 mit Reinhold Schneider auf das „Verbindende“, auf die Kraft des „geistigen Europa“; dazu wollte er seinen Beitrag leisten.

In den ersten Jahren der Besetzung gab es zwar einige Versuche, meist von Anhängern des nach London geflohenen Generals de Gaulle, Widerstandskreise in Frankreich aufzubauen, die aber fast immer unterbunden wurden. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und dem damit einsetzenden Widerstand der französischen Kommunisten verschärfte sich die Lage. Am 21. August 1941 begannen die ersten Anschläge auf Wehrmachtsmitglieder, und einen Tag später erklärte der Militärbefehlshaber in Frankreich, dass inhaftierte Franzosen als Geiseln betrachtet und dass bei weiteren Anschlägen eine der Schwere der Taten entsprechende Anzahl von Geiseln erschossen würde. Damit hoffte der Militärbefehlshaber jene zu treffen, die den mutmaßlichen Attentätern nahe standen und an deren Wohlergehen sie interessiert sein mussten.⁵¹ Kein Inhaftierter konnte wissen, ob er nicht nach einem neuen Anschlag als Geisel erschossen werden würde. Diese dramatische Änderung spürte auch Franz Stock, der im April 1941

⁴⁷ Zitiert nach ALBERT, Anton: Das war Abbé Stock. Ein Leben zwischen den Fronten. Freiburg/ Basel/ Wien (1959) ²1960, S. 50.

⁴⁸ LANZ, Abbé Franz Stock, S. 63.

⁴⁹ Stock an die kirchliche Kriegshilfe der Caritaszentrale Freiburg vom 11. Oktober 1941, zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 62.

⁵⁰ Siehe „Bibliographie Franz Stock“, in: STOCK, Die ersten deutschen Buchdrucker in Paris um 1500, S. [38]f.

⁵¹ UMBREIT, Hans: Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940–1944, Boppard a. Rh. 1968, S. 126f.

seine Besuche in den Wehrmachtsgefängnissen noch als eine „lohnende, wenn auch manchmal niederdrückende Arbeit“ bezeichnet hatte.⁵² Am 11. Oktober 1941 schrieb er an Direktor Höfler: „Meine Tage sind gestrichen voll, vor allem ist es die Betreuung der Häftlinge, die mich ganz in Anspruch nimmt“; und im Dezember 1941 schrieb er an Direktor Auer: „Diese Woche habe ich allein 72 auf den Tod vorbereitet, bin ihnen in der letzten Stunde beigestanden, habe sie beerdigt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen; in der Woche vorher waren es 12.“⁵³

Um die Mitte des Jahres 1941 lernte Franz Stock im Wehrmachtsgefängnis Cherche-Midi den Korvettenkapitän Honoré d’Estienne d’Orves kennen, der sich nach dem Waffenstillstand nach England zu General de Gaulle durchschlagen konnte und im Dezember 1940 heimlich nach Frankreich zurückgekehrt war, um einen Nachrichtendienst aufzubauen. Durch Verrat wurde er mit über 30 Mitarbeitern gefasst. Am 24. Mai 1941 wurden d’Estienne d’Orves und acht seiner Kameraden zum Tode, die anderen zu Haftstrafen verurteilt, danach wurden sie in das Wehrmachtsgefängnis Fresnes überstellt. Hier lernte Franz Stock den tapferen und gläubigen Offizier kennen, fühlte sich von ihm angezogen und besuchte ihn jede Woche. Die Persönlichkeit dieses Mannes war so beeindruckend, dass alle Mitglieder des Militärgerichts, die ihn zum Tode verurteilt hatten, ein Begnadigungsgesuch an die Waffenstillstandskommission in Wiesbaden für ihn und die beiden Hauptbeschuldigten Maurice Barlier und Yann Doornick einreichten, das aber abgelehnt wurde. Die letzte Nacht verbrachten die drei Männer mit Franz Stock zusammen, der sie auch zur Hinrichtungsstätte, dem Mont Valérien im Westen von Paris, begleitete. Am Morgen des 29. August 1941 wurden die drei Widerstandskämpfer erschossen. Die letzten Worte von d’Estienne d’Orves waren: „Ich opfere mein Leben auf für den Frieden der Welt, für die verfolgte Kirche in Deutschland, für meine Frau und meine fünf Kinder und endlich für mein Vaterland. Es lebe Frankreich!“⁵⁴ Er hinterließ einen Brief an seine Frau und seine Kinder, einen zweiten an seine Schwester und einen weiteren an Franz Stock, dem er schrieb: „Am Anfang unserer Bekanntschaft sah ich in Ihnen den Priester, der mir die Kommunion bringen konnte und damit die Hilfe, die ich brauchte. Das war das wichtigste. Aber in der Folge habe ich Sie als Mensch schätzen und lieben gelernt. [...] Ich bitte Gott, daß er Deutschland und Frankreich einen gerechten Frieden schenken möge, der auch mein Vaterland in seiner Größe wiederherstellt.“⁵⁵

Der gewaltsame Tod d’Estienne d’Orves’ erschütterte Franz Stock zutiefst. Die Frau eines festgenommenen Widerstandskämpfers, die ihn am Morgen nach der Beerdigung der Toten besuchte, berichtete: „Ich war tief erschüttert vom Anblick des Abbé Stock. Er

⁵² Stock an Caritasdirektor Joerger vom 28. April 1941, zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 63.

⁵³ Stock an Caritasdirektor Höfler vom 11. Oktober 1941, zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 63f., sowie an Caritasdirektor Auer vom 17. Dezember 1941, zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 74.

⁵⁴ Zitiert nach ALBERT, Das war Abbé Stock, S. 82.

⁵⁵ Zitiert nach CLOSSET, Franz Stock, S. 90.

weinte, wie ich noch nie einen Mann habe weinen sehen [...]“.⁵⁶ Franz Stock weinte wohl nicht nur über den Verlust seines französischen Freundes, er weinte auch, weil er seine Hoffnung auf eine Verständigung zwischen den beiden Völkern unter den gegebenen Umständen als eine Illusion erkennen musste. Die Erschießung d’Estienne d’Orves’ bewirkte bei ihm eine kathartische Wende, den Abschied von falschen Erwartungen. Er gab es auf, Beiträge für die deutschen Zeitungen in Paris zu schreiben.⁵⁷

Franz Stock besuchte die immer zahlreicher werdenden Gefangenen, versuchte, ihr Vertrauen zu gewinnen, sie seelsorgerisch zu betreuen und ihnen in ihrem trostlosen Gefängnisalltag zu helfen. Er machte keinen Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen, wenn er auch bemüht war, letztere für seinen Glauben zu gewinnen. Seine zurückhaltende Freundlichkeit und die Beherrschung der französischen Sprache halfen ihm, das Misstrauen gegenüber einem deutschen Geistlichen zu überwinden. Der Schriftsteller Jean de Pange berichtet über den ersten Besuch Franz Stocks in seiner Gefängniszelle: „Plötzlich öffnet sich die Tür. Wieder eine schlechte Nachricht? Nein, der Mann, der eintritt, hat ein schwarzes Kleid an, er trägt die Binde des Roten Kreuzes und hat ein mildes und wohlwollendes Aussehen. So sah ich eines Tages im Mai 1941 im Gefängnis in der Rue de la Santé Abbé Stock in meine Zelle eintreten, einen noch jungen, blonden Priester, den die Liebe immer wieder trieb, seine Hilfe den Gefangenen anzubieten. [...] Alles in seinem Wesen war sympathisch. [...] Er hatte sich eine wunderbare Kenntnis des Französischen erworben.“⁵⁸

Ein anderer Überlebender berichtet: „Am 28. März 1941 verhaftet, wurde ich ins Gefängnis Cherche-Midi gebracht, wo die Verhöre unmittelbar begannen, um zehn abscheuliche Tage hindurch anzuhalten. [...] Unsere erste Begegnung dauerte nur eine Viertelstunde und war lediglich eine einfache Unterredung zwischen zwei Männern. Der eine war Gefangener, der andere ein Mann in Soutane und nicht in Uniform, was mir von vornherein außerordentlich angenehm war. [...] Zwei oder drei Wochen später kam Abbé Stock, mich in meiner Einsamkeit zu besuchen. Wir haben miteinander geplaudert, ohne daß Stock mir die Hilfen der Religion, Beichte und Kommunion anbot. Dann sagte er mir, daß er vom Gericht die Erlaubnis erhalten habe, mir ein Buch für 14 Tage zu leihen! ... Welche Freude, endlich auch eine geistige Nahrung zu bekommen, und was für ein Buch! Die Geschichte der Bekehrung Huysmans ... Ich habe dieses Werk gelesen, wieder gelesen und überdacht, und als Stock kam, um es wieder abzuholen, haben wir lange darüber gesprochen. [...] Von Cherche-Midi wurde ich nach Fresnes verlegt. Nachdem ich zum Tode verurteilt worden war, brachte man mich 1942 zum Zuchthaus Rheinbach bei Bonn. Ich war hier seit ungefähr sechs Monaten, vollkommen von Frankreich abge-

⁵⁶ Zitiert nach CLOSSET, Franz Stock, S. 98f.

⁵⁷ Vgl. „Bibliographie Franz Stock“, in: STOCK, Die ersten deutschen Buchdrucker in Paris um 1500, S. 38f. Der vorletzte Beitrag erschien am 20. Mai 1942, der letzte erst am 23. April 1944. Allein mit Arbeitsüberlastung lässt sich dieses Verstummen nicht erklären.

⁵⁸ Zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 65.

schnitten, immer noch zum Tode verurteilt und, was weit schlimmer war, als ‚Wehrmachtgeisel‘ gehalten, als um Weihnachten herum ein Oberwachtmeister in meine Zelle kam, um mir Besuch anzukündigen: eine unglaubliche Sache, und außerdem war das noch keinem Franzosen in diesem Gebäude geschehen. Es war Abbé Stock, der vom zuständigen Gefängnispfarrer begleitet war. Als wir einen Augenblick allein waren, flüsterte mir Franz Stock hastig zu: ‚Vorsicht vor diesem Pfarrer, er ist ein Funktionär der deutschen Behörden. Sagen Sie ihm niemals etwas, auch nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit; und verständigen Sie Ihre Freunde.‘⁵⁹

Ein dritter Bericht macht deutlich, dass Franz Stock selbst konspirative Mittel anwandte, um den Gefangenen zu helfen. Edmond Michelet (1899–1970), führendes Mitglied der Widerstandsgruppen „Liberté“ und „Combat“ im Limousin, u. a. 1945/46 französischer Armee- und 1959 Justizminister, wurde von Februar bis August 1943 in Fresnes festgehalten, dann nach Dachau gebracht. In Fresnes erhielt er Besuch von Franz Stock: ‚Wir sprachen mit leiser Stimme, denn der Feldwebel war auf der Türschwelle stehen geblieben. [...] Beim Abschied drückte er mir eine Bibel in die Hand, die Pater Maydiou, ein treuer Freund, ihm für mich gegeben hatte. Er versprach, in der nächsten Woche wiederzukommen, wandte sich aber wieder um und sagte mit noch gedämpfterer Stimme: ‚Beten wir zusammen ein letztes Ave-Maria.‘ Wir knieten, mit dem Rücken zum Feldwebel. Mit der gleichen eintönigen Stimme fuhr er fort: ‚Ave Maria, gratia plena ... Ihre Frau hat mich gestern besucht. Sie hält sich sehr gut, Ihre Kinder auch. ... Dominus tecum ... Sie läßt Ihnen sagen, daß Sie sich nicht beunruhigen sollen. Zu Hause geht alles gut. ... benedicta tu in mulieribus ...‘⁶⁰

Franz Stock hat konsequent Befehle und Anordnungen ignoriert, um den Häftlingen und Verurteilten zu helfen. Er brachte Nachrichten in die Gefängnisse hinein und aus den Gefängnissen heraus, er „schmuggelte“ Zigaretten und Schokolade, in den weiten Taschen seiner Soutane versteckt. Einige Male ist es ihm auch gemeinsam mit Kriegspfarrrer Loevenich oder Oberkriegspfarrrer Hofer und mit Unterstützung von Kardinal Suhard gelungen, durch Intervention beim Militärbefehlshaber General Otto von Stülpnagel die Todesstrafe in eine langjährige Freiheitsstrafe umzuwandeln.

Bewusst pflegte Franz Stock als Rektor der Deutschen Gemeinde gute Beziehungen zu Offizieren der Wehrmacht, die seine Gottesdienste besuchten. Er galt als gründlicher Kenner Frankreichs und seiner Kultur. So war er im November 1942 offizieller Reisebegleiter und Reiseführer des Reichsverkehrsministers Dormmüller in die südliche Bretagne. Franz Stock bezeichnete das Verhältnis zum Minister, an „dessen Seite ich Platz nahm“, als „ein recht herzliches. Ich werde diese Tage ebenso wenig wie der Herr Minister, nicht so schnell vergessen.“⁶¹ Caritasdirektor Auer ermahnte Franz Stock, von „jetzt ab immer

⁵⁹ CLOSSET, Franz Stock, S. 121f. u. S. 125.

⁶⁰ Zitiert nach ALBERT, Das war Abbé Stock, S. 64.

⁶¹ Stock an Dr. Auer vom 10. November 1942, in: ADCV, Sign. 519, 9 st; STOCK, Franz: Fürsorge für Volksangehörige in Frankreich.

durch Übersendung von Zeitungsausschnitten und Bildern, die auf die gemeinsame Reise Bezug haben, in empfehlende Erinnerung zu bringen.⁶² Dadurch sollte die Position Franz Stocks gestärkt, er selbst von Anfeindungen abgeschirmt werden. Die Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes im Dezember 1942⁶³, eine Folge der Reise mit Minister Dormmüller, erfüllte den gleichen Zweck. Der Minister schlug Franz Stock, der die Bretagne besonders liebte und in ihr beim Malen Erholung suchte, vor, ein Buch über Land und Leute dieser Region zu schreiben – es erschien im Jahre 1943 unter dem Titel „Die Bretagne. Ein Erlebnis“, ausgestattet mit Fotografien und Bildern von der Hand des Autors.⁶⁴

Auf die sich seit Herbst 1941 häufenden Widerstandsaktivitäten reagierte die deutsche Besatzungsmacht – wie bereits erwähnt – mit der Erschießung von Geiseln. Franz Stock, der die zum Tod Verurteilten vorbereitete, betreute und begleitete, notierte:⁶⁵

„Am 07. September 1941	3 Hinrichtungen (Geiseln)
Am 16. September 1941	10 Hinrichtungen (Geiseln)
Am 20. September 1941	12 Hinrichtungen (Geiseln)
Am 13. Oktober 1941	1 Hinrichtung
Am 17. Oktober 1941	1 Hinrichtung (Vater von fünf Kindern)
Am 14. Dezember 1941	82 Hinrichtungen (Geiseln)“

Mit Beginn des Jahres 1942 führte Franz Stock ein Tagebuch, in dem er systematisch über seinen letzten Dienst an den zum Tode Verurteilten berichtete, manchmal mit knappen Bemerkungen:⁶⁶

„Freitag, den 6. Februar 42. 2 Erschießungen. Morgens in Fresnes, Nachricht, per Telegramm, daß Heinz [Stocks Bruder] vermißt ist. In Fresnes viele Besuche, viele Komm(unionen) und Beichten. Dann zu Pitié, wo ein Todeskandidat liegt, wollte von Cherche-Midi entfliehen; sein Sohn hatte im Koffer eine Feile hineingeschmuggelt, die Stäbe durchgefeilt, stürzte aber ab und brach sich das Bein. In Gipsverband, wurde zum Fort Mont Valérien transportiert, konnte nicht stehen; vorher gebeichtet u. kommuniziert. Dann nach Cherche-Midi, den 2. [N.] vorbereitet, wollte nichts von mir

⁶² Dr. Auer an Stock vom 23. November 1942, in: ebd.

⁶³ Dir. Joerger an Stock vom 23. Dezember 1942, in: ebd.

⁶⁴ STOCK, Franz: Die Bretagne. Ein Erlebnis, Colmar 1943 (ND Paderborn 21993).

⁶⁵ Zitiert aus dem Tagebuch Franz Stocks bei LANZ, Abbé Franz Stock, S. 86. – Stocks Tagebuch wird im Archiv der Erzdiözese Paderborn aufbewahrt.

⁶⁶ Die folgenden Tagebucheintragen sind zitiert nach LANZ, Abbé Franz Stock, S. 87, S. 90f. u. S. 92f.

wissen, doch 2 Minuten vor s(einem) Tode bat er um m(einen) Segen, Generalabsolution am Pfahl. [...]“

„Montag, 21.9.42. Geburtstag. 7 Uhr abgeholt zum Mont Valérien, 46 Geiseln erschossen. Oberpfarrer Hofer, Pastor Peters fuhren mit. Absicht vorher Messe zu lesen wurde vereitelt, zu wenig Zeit und keine praktizierenden Katholiken darunter. Es blieb nur kurze Zeit zum Ordnen der Sachen und Schreiben eines kurzen Briefes. [...] nur einige waren empfänglich für relig(iösen) Beistand. Viele nicht getauft, gottlos, oder g(an)z abständig. Sangen die Marseillaise, die Internationale, ließen Stalin, Thälmann hochleben etc. – Nachher verbrannt.“

„Montag, 8.2.43. 15 Exek(utionen). Morgens 1/2 8 Uhr nach Fresnes, dort 5 Todeskandidaten, vom Luftwaffengericht verurteilt. G. Ives, B. Jacques, A. Jean, L. Lucien, B. Pierre. Seit langem in Haft, wegen Attentate, Freischärlerei; aktive Teilnahme an Sabotageakten. Gaben offen ihre Verbrechen zu, überzeugte Jungkommunisten, starben für den Sieg der Roten Armee. [...] Wollten vom geist(lichen) Beistand nichts wissen, gottlos bis zum letzten. Am Pfahl sagte G.: ‚Geben Sie mir den Segen.‘ [...] Auf Platz Ballard erschossen. 11 Uhr. Am Nachmittag weitere 10 Erschießungen, ebenfalls aus Fresnes. [...] Von diesen haben L. und C. nicht die Sakramente empfangen, die anderen alle. M. nur gebeichtet. Wegen Attentate in Lille, stammen alle aus der Gegend. Ersch(hossen) Fort Mont Valérien. Waren gut vorbereitet. In Ivry beerdigt.“

Bis zum 31. März 1944 hielt Franz Stock 868 Erschießungen fest; insgesamt wohnte er mehr als 1.000 Erschießungen bei. Er begleitete die Verurteilten zum Ort der Hinrichtung, dem Mont Valérien, verharrte bei ihnen bis zum Ende, sorgte für die Beisetzung, benachrichtigte die Hinterbliebenen und kümmerte sich um sie. Die physische und psychische Belastung ist kaum vorstellbar; er sprach selten darüber, auch nach 1945 nur gelegentlich. Im Jahre 1943 machte sich ein Herzleiden bemerkbar, dem er im Frühjahr 1948 schließlich erlag. Reinhold Schneider berichtet über einen Besuch Franz Stocks Ende 1941 in Freiburg: „An einem dunklen Winterabend erzählte Pfarrer Stock aus den Pariser Gefängnissen; wir hatten uns vor dem Krieg kennengelernt, nun hatte sich ein Leiden auf ihn gehäuft, vergleichbar dem, was Spee unter den Schlägen des Hexenhammers zu tragen hatte. Er suchte zu retten, zu helfen; er tröstete vor dem Ende, hörte die Flüche der unter den Schüssen Zusammenbrechenden auf den Verderber, verwahrte die letzten Habseligkeiten und Andenken und übermittelte sie den Hinterbliebenen: Tag für Tag und

Stunde für Stunde, Nacht für Nacht einem Leid gegenübergestellt, das nur aus der Kraft des Sakramentes zu tragen war.“⁶⁷

Abbé Stock blieb nach der Befreiung in Paris. Seit dem 23. August 1944 hielt er sich im Lazarett La Pitié auf, um bei der Pflege der etwa 600 schwer verwundeten deutschen Soldaten zu helfen; kurze Zeit später übernahmen amerikanische Truppen das Lazarett. Am 1. Oktober 1944 begab er sich freiwillig in Gefangenschaft und wurde in das Kriegsgefangenenlager Cherbourg überstellt, um mit sieben weiteren Geistlichen die Deutschen seelsorgerisch zu betreuen.

Aus dem Lager in Cherbourg, wo man nicht wusste, ob man ihn als Kriegsgefangenen oder Internierten behandeln sollte, schrieb Abbé Stock im November 1944 an den ihm gut bekannten Aumônier Général Abbé Rodhain, Leiter der französischen Kriegsgefangenenseelsorge, der zuvor Leiter des französischen Gefangenenhilfswerks gewesen war; er schilderte ihm die trostlosen Zustände im Gefangenenlager gerade auch im seelsorgerischen Bereich. Abbé Rodhain reiste nach Cherbourg und traf sich mit ihm. Beiden war klar, dass auf lange Sicht „Pläne seelsorglicher und karitativer Art ausgearbeitet werden [mussten]. [...] Bei der Gelegenheit rückte auch die Frage und die Sorge um die Theologen ins Blickfeld, die nun vielleicht auf Jahre hinter Stacheldraht ihre kostbare Zeit mit anderen Dingen vertun mußten [...]. Dort in Cherbourg schon wurde in Umrissen der Plan zu einem eventuellen Seminar für kriegsgefangene Theologen entworfen [...]“

Abbé Rodhain beauftragte seinen Stellvertreter Abbé Le Meur, die in verschiedenen Lagern verstreuten Theologiestudenten ausfindig zu machen, Dozenten einzusetzen und Räumlichkeiten zu beschaffen. Auch Abbé Le Meur war Franz Stock gut bekannt, der ihn als verurteilten Widerstandskämpfer in den Wehrmachtgefängnissen Fresne und La Santé besucht hatte. Mit Recht konnte Franz Stock feststellen: „Durch meine Tätigkeit als Gefängnispfarrer hatte ich manchen politischen Häftlingen helfen können, und das sollte sich in Zukunft auch bei anderen Dienststellen sehr zum Besten des Seminars auswirken.“⁶⁸

Abbé Le Meur, inzwischen Leiter des Hilfswerks „Secours catholique français“ für Kriegsgefangene der Achsenmächte in Frankreich, bat im März 1945 Abbé Stock, die geistliche Ausbildung der jungen gefangenen Theologen zu übernehmen; Voraussetzung war, dass Franz Stock als – freiwilliger – Kriegsgefangener hinter Stacheldraht zu leben bereit war. Abbé Le Meur erläuterte seine Beweggründe: „Wir wollen ihnen die geistige Liebe angedeihen lassen, damit sie dem Priestertum näherkommen, und ihnen die Möglichkeit bieten, nach so langen Unterbrechungen bald ein Element katholischer Erneuerung ihres Landes zu werden. Wir wünschen, daß diese Bildung von deutschen Priestern

⁶⁷ SCHNEIDER, Reinhold: *Verhüllter Tag*. Frankfurt a. M. 1991, S. 214f. – Zu dem Vergleich mit Friedrich von Spee siehe die Ausführungen von HECKEROTH/ STORK, Franz Stock, S. 31f., Anm. 74.

⁶⁸ Aus den Aufzeichnungen von Regens Franz Stock, in: KLOIDT, Karl Heinz (Hg.), *Chartres 1945. Seminar hinter Stacheldraht. Eine Dokumentation*, Freiburg/ Basel/ Wien 1988, S. 79–83.

vorgenommen wird, denn es handelt sich darum, einen Klerus für Deutschland heranzubilden [...].“⁶⁹

Als Ort für das Seminar wählte man das Kriegsgefangenenlager 51 in Orléans – also unweit von Paris –, in dem mehr als 3.000 Gefangene unter miserablen Lebensbedingungen untergebracht waren. Auch die zunächst etwa zwanzig Seminaristen, deren Zahl bald auf über fünfzig anstieg, hatten darunter zu leiden. In der „Chronik von Chartres“ heißt es: „Das Essen war unzureichend und oft ungenießbar, die Folgen zeigten sich bald. Unsere beiden Sanitäter hatten vollauf zu tun. [...] Alle die, welche die ersten Monate in Orléans miterlebt hatten, denken mit Entsetzen an diese Zustände zurück.“ Hinzu kam, dass die deutsche Lagerleitung alle Bemühungen, die Verhältnisse für die Seminaristen zu bessern, boykottierte; „offiziell wurde nichts genehmigt [...] Es hatten nicht alle Sitzgelegenheiten, das Essen mußten einige stehend oder auf dem Boden sitzend einnehmen. [...] Sehr nachteilig für unsere Gemeinschaft wirkten sich die Appelle aus [...]. Mehrere Male wurde das gemeinsame Morgengebet oder die Betrachtung unterbrochen, selbst während der heiligen Messe kam der rauhe Befehl – und das dauerte oft Stunden lang.“⁷⁰ Die Unterkunft in einem Teil der 3. Etage eines Kasernenbaus – zwei große, durch einen Flur getrennte Räume als Schlaf- und Speisesäle, fünf weitere kleine Räume und eine Kapelle im Erdgeschoss⁷¹ – war nicht beheizbar, die offenen Fenster mussten mit Decken abgedichtet werden.

Dennoch begann am 30. April 1945 das erste Semester des „Seminars hinter Stacheldraht“ (Séminaire des Barbelés) mit einem provisorischen Vorlesungsplan: Philosophie (Logik), Dogmatik (Christologie), Fundamentaltheologie, Kirchengeschichte, Liturgie, Moralthologie und Exegese (Johannesevangelium); neben einem Französischkurs übernahm Abbé Stock die Vorlesungen über Kirchengeschichte und Liturgie. Der Zeitplan sah folgendermaßen aus:

6 ⁰⁰	Wecken, stilles Gebet, Messe
7 ⁴⁰	Frühstück
8 ³⁰	Unterricht
11 ³⁰	Mittagessen
14 ¹⁵ – 17 ⁰⁰	Unterricht, Studien
17 ³⁰	Abendessen, Freizeit
22 ⁰⁰	Zapfenstreich

⁶⁹ KLOIDT (Hg.), Chartres 1945, S. 80.

⁷⁰ Chronik von Chartres, in: KLOIDT (Hg.), Chartres 1945, S. 91.

⁷¹ JOHNER, J.: Das Seminar der deutschen Kriegsgefangenen in Chartres, in: KLOIDT (Hg.), Chartres 1945, S. 16.

Während des Sommersemesters spitzten sich die Verhältnisse immer mehr zu, so dass drei Maßnahmen getroffen werden mussten, um das Seminar zu erhalten:

1) Es gab im Lager nicht wenige, die dem Seminar Schwierigkeiten machten. „Sowohl von seiten der übrigen Kameraden des Lagers, nicht zuletzt aus dem Büro der deutschen Lagerleitung als auch von seiten der französischen Dienststellen des Depots fehlte es nicht an Schikanen und Störungsversuchen“.⁷² Abbé Le Meur entschied sich deshalb, einen französischen Geistlichen im Offiziersrang, der auch die deutsche Sprache beherrschte, an Ort und Stelle für die materielle und moralische Sicherung des Projekts zu ernennen. In dem jungen Abbé Johner, der aus der Diözese Straßburg stammte, fand er den gesuchten Mann; dieser sah seine Aufgabe darin, die Verpflegung zu verbessern und das für das Studium notwendige Material (Papier, Schreibzeug, Bücher) zu besorgen.⁷³

2) Die materielle Situation verschlechterte sich so sehr, dass die Seminaristen aufgeben wollten, weil eine „ernste geistige Anstrengung auf längere Dauer“ nicht möglich sei. Franz Stock bat Abbé Le Meur um Hilfe; dieser wandte sich am 19. Mai 1945 an den Erzbischof von Paris, Kardinal Suhard, und schlug vor, geistliche Gemeinschaften und Priesterseminare sollten Lebensmittelpakete spenden, so dass sie „das ganze Seminar der Kriegsgefangenen adoptierten.“⁷⁴ Abbé Le Meur betonte jedoch, dass „diese Maßnahmen wie alle, die im Augenblick den deutschen Kriegsgefangenen Hilfe bringen – selbst wenn sie rein geistiger Art sind – von einer totalen Diskretion sein müssen. Die öffentliche Meinung und auch [...] die Meinung gewisser führender Schichten steht jeder den Gefangenen günstigen Maßnahme feindlich gegenüber [...]. Die Publizität der karitativen Hilfe, die wir vorhaben, würde [...] die Existenz des Seminars selbst gefährden.“ Die Ursache für diese Feindseligkeiten waren die Nachrichten über die Konzentrationslager, die nach der deutschen Kapitulation bekannt wurden. Le Meur regte in einem Rundschreiben an die geistlichen Einrichtungen an, monatlich ein oder zwei Pakete an einen der künftigen Priester zu senden und fügte hinzu: „Dieses Hilfswerk hat die volle Zustimmung Seiner Exzellenz des Apostolischen Nuntius [Roncalli, später Papst Johannes XXIII.] in Paris erhalten.“⁷⁵ So konnte die Verpflegung des Seminars gesichert werden.

3) Im August 1945 befanden sich bereits 120 Theologiestudenten als Seminarmitglieder im Lager in Orléans, zahlreiche weitere Mitglieder waren zu erwarten. Man entschloss sich deshalb, das Seminar in das Kriegsgefangenenlager Le Coudrai, drei Kilometer südlich von Chartres, zu verlegen, um die Platzfrage zu lösen.

Der Bericht eines Seminaristen über die katastrophale Situation im Lager von Orléans schildert anschaulich die existentiellen Nöte: „Eines aber wurde uns in bitterer Erfahrung klar: dass wir um das Leben kämpfen müssen, dass wir es uns täglich neu erobern mussten [...]. Bei manchen Kameraden konnte man schon eine Negation des Lebens feststel-

⁷² Chronik von Chartres, S. 99.

⁷³ JOHNER, Seminar, S. 17.

⁷⁴ Chronik von Chartres, S. 94.

⁷⁵ Chronik von Chartres, S. 95f.

len, geboren schon aus dem Grauen des Krieges und dem für einen Nichtchristen sinnlos gewordenen Dasein. Der Tod war als Furcht gewichen und wurde die Gestalt des erlösenden Freundes. [...] Hier bekam der Glaube eine wahrhaft lebensspendende Funktion und Gottvertrauen besitzen heisst an eine gute Wendung glauben. [...] Die Bitte um das tägliche Brot wurde ein Aufschrei aus bitterster Not. Wir hatten mit der Versuchung zu ringen, beim Gebet die Speisezettel-Phantasien zu unterdrücken. Aber die Gebete, die in solchen Tagen die Seele gesprochen hat, kamen nicht von Lippen, sondern als Erlebnis und tiefstes Bedürfnis aus dem Innern.⁷⁶

Am 17. August 1945 zogen die Mitglieder des Seminars nach Le Coudrai um; von den elf Lagerblocks wurde Block 1 des Lagers 501 zur Verfügung gestellt. Block 1 umfasste eine Lagerhalle aus Eisenbeton (70×20m), zwei größere und zwei kleinere Baracken, ein Duschzelt auf einem Gelände von zwei Hektar. Die Halle wurde in drei Hauptbereiche unterteilt: für die Kapelle, für den Speiseraum und den Schlafsaal. Die Zimmer für die Dozenten und Laienbrüder, die Krankenstation, die Bibliothek, die Büros und Werkstätten befanden sich in den Baracken. Bereits am 18. September besuchten Nuntius Roncalli und Bischof Harscouët von Chartres Franz Stocks „Seminar hinter Stacheldraht“. Während der Aufbauphase bis Jahresende war das Leben noch wenig organisiert, ohne festen Unterrichtsplan. Durch eigene Anstrengungen verbesserten die Seminaristen ihre Lebensbedingungen, auch die Verpflegung wurde dank der Geld- und Sachspenden, die von der Aumônerie Générale und vom Secours Catholique eintrafen, allmählich reichlicher; weitere Spenden kamen aus der Schweiz, von der Caritaszentrale und aus deutschen Diözesen. Dennoch meldeten sich immer noch täglich fünfzehn Seminaristen arbeitsunfähig. Gräfin de Malherbes in Le Thieulin bei Chartres bot an, im Turnusverfahren jeweils zehn Seminaristen aufzunehmen. Franz Stock, der psychisch sehr stark unter den Erschießungen der Besatzungsjahre litt und dessen Gesundheit durch die desaströsen Lebensbedingungen in Orléans ruiniert war, hielt sich etwa zwei Wochen auf dem Besitztum der Gräfin auf. Seine Herzkrankheit machte sich wiederholt bemerkbar und zwang ihn zu längeren Pausen.⁷⁷

Immer mehr Theologiestudenten wurden aus den Kriegsgefangenenlagern in das Lager bei Chartres geschickt, aber auch junge Männer ohne Abitur, die Theologie studieren wollten. Ende Dezember 1945 gehörten dem Seminar 325 Seminaristen, 17 Ordensbrüder, 9 Priester und 3 Laiendozenten an; im Mai 1946 erhöhte sich die Zahl auf 468 Seminaristen.⁷⁸

⁷⁶ Bericht des theol. Studenten Gottfried Heinelt über Chartres/ Frankreich, in: ADCV, Sign. 372.15, Fasz. 01.

⁷⁷ JOHNER, Seminar, S. 18–22.

⁷⁸ JOHNER, Seminar, S. 22 u. S. 24.

Lehrplan WS 45/46 in Chartres⁷⁹

Dogmatik	4 Std./Woche
Moraltheologie	3 Std./Woche
Kirchengeschichte	2 Std./Woche
Einführung NT	2 Std./Woche
Kanonisches Recht	3 Std./Woche
Mariologie	1 Std./Woche
Apologetik	2 Std./Woche
Liturgie	2 Std./Woche
Philosophie	4 Std./Woche
Hebräisch	2 Std./Woche

Um dem unterschiedlichen Ausbildungsstand gerecht zu werden, wurden eingerichtet:⁸⁰ Vorkurs (Latein/Griechisch), 1. Kurs Philosophie, 2. Kurs Theologie, 3. Kurs Theologie (an diesem Kurs nahmen die Theologen im engeren Sinn teil, etwa 20%). Der Freiburger Erzbischof Gröber setzte sich dafür ein, dass die Dozenten der Theologischen Fakultät in Freiburg die Prüfungsarbeiten aus Chartres bewerteten, so dass die Grundlage für die Anerkennung der Studienleistungen gegeben war.

Der Vorkurs wurde zu einem „Gymnasium“ ausgebaut mit den Fächern Latein, Griechisch, Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch, Biologie und Physik. Vom 17. bis 19. März 1947 wurde für die Klasse III des Vorkurses die mündliche Reifeprüfung abgenommen; eine Prüfungskommission mit Dr. Fleig vom Badischen Ministerium für Kultus und Unterricht, Professor Dr. Max Müller und Assistent Dr. Bollinger war eigens aus Freiburg angereist. Die Prüfungsergebnisse waren hervorragend.⁸¹

Am 5. Juni 1947 wurde das Priesterseminar hinter dem Stacheldraht geschlossen. Insgesamt 949 deutsche Kriegsgefangene hatten in den zwei Jahren seiner Existenz unter z. T. sehr widrigen Umständen hier gelebt und studiert. Seit April 1946 zählte das Seminar durchschnittlich 400 bis 500 Mitglieder; die Fluktuation war bedingt durch Zugänge und Entlassungen. Einige hundert Priester und vier Bischöfe gingen aus den Reihen der Seminaristen hervor. Es war das größte Priesterseminar in der Geschichte der Kirche.⁸²

Franz Stock kehrte nach Paris zurück und wohnte in einem Zimmer im Haus der früheren Deutschen Gemeinde. Bereits am 15. Mai 1947 – also noch vor der offiziellen Auflösung des Lagers am 5. Juni – bat er Bischof Stohr von Mainz, sich bei der französischen

⁷⁹ JOHNER, Seminar, S. 35.

⁸⁰ JOHNER, Seminar, S. 30, S. 37 u. S. 42.

⁸¹ JOHNER, Seminar, S. 63, S. 72.

⁸² LANZ, Abbé Franz Stock, S. 166.

Regierung für eine „geordnete seelsorgliche Betreuung“ der 60.000 freien deutschen Arbeiter einzusetzen.⁸³ Er strebte einen „offiziellen Auftrag“ an, um über die Nuntiatur in Paris zu erreichen, dass seine Position als „aumônier der deutschen Arbeiter in Frankreich von der französischen Regierung anerkannt oder unterstützt wird.“⁸⁴ Er hoffte auch auf eine Rückgabe des eingezogenen Vermögens der Bonifatius-Mission. Mit dieser Absicht geriet er in einen Dissens mit der „Aumônerie Militaire“, die eine Wiederbelebung der Deutschen Gemeinde ebenso ablehnte wie die Entsendung deutscher Geistlicher; sie wollte vielmehr die 60.000 deutschen Arbeiter in die französische Gesellschaft integrieren.

Etwa seit Herbst 1947 litt Franz Stock unter verstärkten Herzbeschwerden. Im Dezember erreichte ihn die Nachricht von seiner Ernennung zum Dr. theol. honoris causa durch die theologische Fakultät der Universität Freiburg. „Das ist wirklich ein schönes Weihnachtsgeschenk“, schrieb er Anfang Januar an seine Familie.⁸⁵ Am 24. Februar 1948 starb Franz Stock im Hospital Cochin in der Rue Faubourg St-Jacques im Alter von nicht einmal 44 Jahren. Am 15. Juni 1963 wurde er vom Pariser Friedhof Thiais in die neu erbaute Kirche St. Jean-Baptiste im Chartrener Stadtteil Rechèvres umgebettet.

Mit der Betreuung der von der deutschen Besatzungsmacht verhafteten Franzosen und mit der Begleitung der verurteilten Franzosen bis in den Tod hat Franz Stock die Grundlage dafür geschaffen, dass er mit französischen Amtsbrüdern noch vor Ende des Krieges das erste deutsch-französische Gemeinschaftswerk aufbauen konnte: das Priesterseminar hinter Stacheldraht. Franz Stock war zweifellos ein ungewöhnlicher Mensch; als Mensch aber hatte auch er Schwächen, war er vor Irrtümern und Fehleinschätzungen nicht gefeit. Er hat daraus Konsequenzen gezogen, die ihm eine kaum fassbare Leidenschaft abverlangten. Hagiographische Darstellungen allerdings werden diesem Mann, der durch sein Mitleiden und sein eigenes Leiden als erster Brücken zwischen Deutschen und Franzosen baute, nicht gerecht.

⁸³ Stock an Joerger vom 15. Mai 1947, in: ADCV, Sign. R 741 Pariser Anwesen, Fasz. 2: (1938–1947).

⁸⁴ Stock an Joerger vom 28. Mai 1947, in: ebd.

⁸⁵ CLOSSET, Franz Stock, S. 243.

Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik. Zur Einstimmung auf eine große kunst- und kulturhistorische Ausstellung in Paderborn

von Simone Heimann

„Der Winter war grauenvoll, und die hoch aufragenden und mit ihren Gipfeln die Wolken berührenden Berge, über die der Weg führte, starrten von so ungeheuren Schnee- und Eismassen, daß auf den glatten steilen Hängen weder Reiter noch Fußgänger ohne Gefahr auch nur einen Schritt tun konnten.“

So dramatisch schienen dem Chronisten Lampert vom weit entfernt gelegenen Kloster Hersfeld aus die äußeren Umstände im Winter 1076/1077 in den Alpen – doch König Heinrich IV. hatte keine Wahl: „Aber das Nahen des Jahrestages, an dem der König in den Bann getan worden war, duldet keine Verzögerung der Reise. Denn der König kannte den gemeinsamen Beschluß der Fürsten, daß er, wenn er bis zu diesem Tag nicht vom Bann losgesprochen wäre, verurteilt werden und den Thron unwiderruflich verlieren sollte.“¹

Was aber war passiert? Heinrich IV. hatte auf dem Wormser Hoftag am 24. Januar 1076 gemeinsam mit 26 Bischöfen heftige Vorwürfe gegen Papst Gregor VII. formuliert und gemeinsam kündigten sie ihm den Gehorsam auf: „Heinrich nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gerechte Anordnung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch [...]“. Als Schutzherr über die Stadt Rom befahl der König dem Papst den freiwilligen Rücktritt vom Amt. Die königliche Kanzlei spitzte diese Forderung in ihrem Brief propagandistisch zu, der mit den Worten endete: „Deshalb befehle ich dir mit allen meinen Bischöfen: Steige herab, steige herab.“² Wirkungsvoll antwortete Gregor VII. auf einer römischen Fastensynode mit dem mächtigsten Schwert, das ihm zur Verfügung stand: Die Bischöfe, die sich gegen ihn gestellt hatten, entband er von ihren geistlichen Ämtern, dem König untersagte der Papst die Herrschaft über das Reich der Deutschen und über Italien, löste alle Untertanen vom Treueid und verbot jeden Dienst für den Herrscher und am 22. Februar 1076 verhängte der Papst den Kirchenbann über Heinrich IV. Dieses Ereignis löste in der zutiefst religiös geprägten Gesellschaft des 11. Jahrhunderts eine große Verunsicherung aus, denn die rechte Weltordnung war erschüttert worden: Der Papst hatte den König, der sich selbst als gesalbter Stellvertreter Christi auf Erden verstand, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und ihn damit quasi abgesetzt. Dem vorausgegangen war ein regelrechter Machtkampf mit dem

¹ Lampert von Hersfeld: *Annalen*, ad a. 1077, übers. v. Adolf SCHMIDT (*Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 13), Darmstadt 1957, S. 397.

² Heinrich IV. an Klerus und Volk der römischen Kirchen, übers. v. Franz-Josef SCHMALE, in: *Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV.* (*Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 12), Darmstadt 1963, Nr. 12, S. 65–69.

erstarkenden Papsttum, auf den sich Heinrich IV. eingelassen hatte. Ein päpstliches Verbot der Herrschaftsausübung und den Kirchenbann über den König hatte es bis dato noch nie gegeben. Die Chronisten lassen uns heute von der Fassungslosigkeit erfahren, die im Reich nördlich wie südlich der Alpen herrschte. Bischof Bonizo von Sutri, ein Parteigänger Gregors VII., notierte: „Nachdem die Bannung des Königs an die Ohren des Volkes gelangt war, erzitterte unser ganzer römischer Erdkreis.“³ Der Gang Heinrichs IV. nach Canossa führte von Mainz ausgehend über Tribur den Rhein flussaufwärts, bei Genf überquerte der kleine Tross die Rhône, als einzige Möglichkeit der Alpenüberquerung war Heinrich der Mont Cenis geblieben. „Sieben Tage,“ so schreibt Donizo in seiner *Vita Mathildis*, „bevor der Januar fand nun sein Ende, gab die Erlaubnis der Papst, daß vor seinem Gesicht dürfte erscheinen der König, mit Füßen ganz nackt und erstarrt vom Froste. Kreuzförmig warf er dem Papst sich zu Füßen [...]. Als nun der Papst ihn so aufgelöst sah in den Tränen, erbarmte er sich, segnete ihn in der Tat, gab ihm den Frieden und schließlich las er eine Messe und spendete ihm von dem Leibe des Herren. Speiste danach mit ihm auf der Burg von Canossa, ließ ihn dann ziehen, nachdem er den Eid hatte geschworen.“⁴ Damit hatte sich der König dem päpstlichen Rechtsspruch gebeugt, obgleich die Art und Weise wie dies geschah für den König nach mittelalterlichem Rechtsverständnis keine Schande war, wie es später die Rezeptionsgeschichte des 19. Jahrhunderts gerne sah.

Die Ausstellung in Paderborn

Der Canossagang von 1077 markiert den Höhepunkt in den Auseinandersetzungen zwischen *regnum* und *sacerdotium* um die Führung der westlichen Christenheit. In diese facettenreiche und von Umbrüchen wie sich fortsetzenden Traditionslinien geprägte Zeitspanne führt die in diesem Sommer in Paderborn stattfindende große kunst- und kulturhistorische Ausstellung „Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik“.

Die Konzeption basiert auf den Ergebnissen neuester interdisziplinärer Mittelalterforschung. Ein in Kooperation mit dem Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens der Universität Paderborn (IEMAN) durchgeführtes internationales mediävistisches Kolloquium leistete einen wichtigen Beitrag zur Vorbereitung dieses Ausstellungsprojektes.

Die Stadt Paderborn, das Erzbistum Paderborn und der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) zeigen in ihren drei Museen im Paderborner Stadtgebiet – dem Museum in der Kaiserpfalz, dem Erzbischöflichen Diözesanmuseum sowie der Städtischen Galerie – mehr als 700 Exponate von rund 250 Leihgebern.

³ Bonizo von Sutri: *Liber ad amicum*, hg. v. Ernst DÜMMLER (MGH Ldl 1), Hannover 1891, S. 609.

⁴ *Vita der Mathilde von Canossa*. Der Text des Codex Vat. Lat. 4922, Transkription v. Paolo GOLINELLI, übers. v. Axel JANEK, Zürich 1984.

Im **Museum in der Kaiserpfalz** geht der Besucher zunächst selbst im Winter über die Alpen, auf dem Weg zur im Apennin gelegenen Burg von Canossa. Markgräfin Mathilde von Tuszien war nicht zufällig die Gastgeberin des Treffens zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., sie war Herrin über ein großes Territorium und kontrollierte mit wichtigen Passstrassen den Zugang nach Rom. In der berühmten Miniatur der *Vita Mathildis* [Abb. 1] kniet Heinrich vor der unter einem Baldachin thronenden Mathilde, Abt Hugo

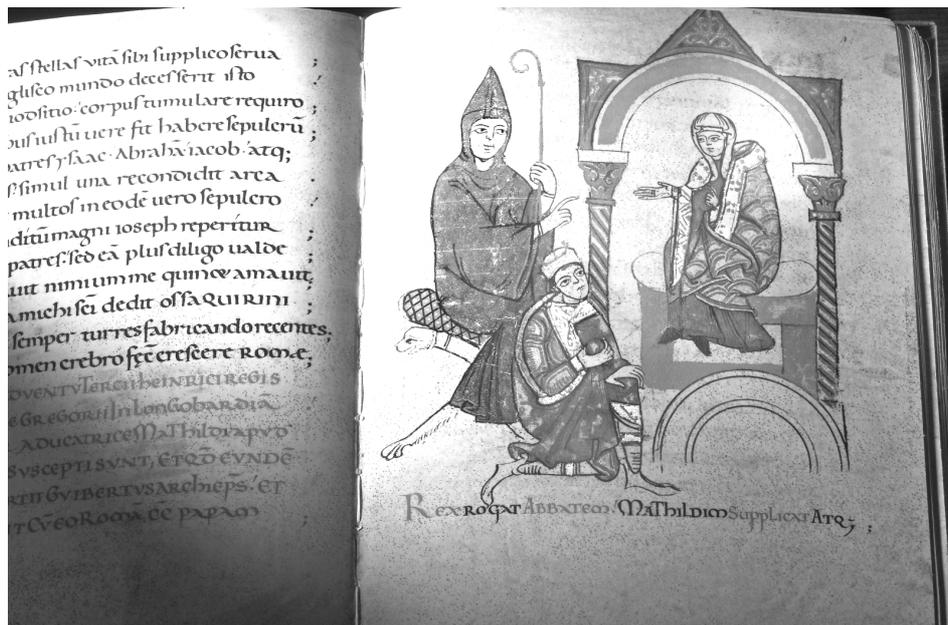


Abb. 1.

von Cluny als seinen Fürsprecher an seiner Seite habend.

Regnum und *sacerdotium*, die Herrschaft der Mathilde und die Bedeutung des burgundischen Klosters Cluny wie seines Abtes sind die vier tragenden Hauptpfeiler der Ausstellungskonzeption in der großen Aula der Kaiserpfalz.

Die sakrale Stellung des Herrschers fand ihren sichtbaren Ausdruck in den Reichsinsignien, deren Besitz für das Königtum von großer Bedeutung war. Das sogenannte Adelheidkreuz, ein zeitgenössisches Abbild des Reichskreuzes und für den Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden geschaffen, ist in der Konzeption der Ausstellung der Kristallisationspunkt für das Wesentliche: die sakrale Herrschaft. Diese beanspruchten sowohl der Papst als auch der König – und sogar der von den deutschen Fürsten aufgestellte Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden – für sich. Ein Konflikt dieser Tragweite wie Gregor und Heinrich ihn miteinander ausfochten, hat viele Ursachen, aber nur eine war namengebend: die Investitur Thedalds zum Mailänder Erzbischof. Sowohl die Investitur der Bischöfe, die zentrale wie schwierige Lage des Episkopates in dieser Umbruchszeit als auch die neuen Kräfte in diesen tiefgreifenden Auseinandersetzungen – die werdenden Städte, die Klöster

und der aufstrebende Adel – sind die weiteren inhaltlichen Schwerpunkte dieser ersten Ausstellungssektion. Vor 900 Jahren, am 7. August 1106 tauschte Heinrich IV. das Reich der Unruhe gegen das Reich der Ruhe⁵, er verstarb in Lüttich im Alter von 56 Jahren. Die Umstände seines Todes und die seines Begräbnisses spiegelten die Tragik seiner Regierungszeit wider. Er starb, umgeben von wenigen Getreuen, von seinem eigenen Sohn entmachtet und vom Papst erneut gebannt – und so gehört der Schlusspunkt im Museum in der Kaiserpfalz dem „harten Tod der Helden“: dem König, der jahrlang auf eine Beisetzung in der Familiengruft im Dom zu Speyer warten musste, wie dem Papst, der in der Verbannung mit den Worten „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehasst, deshalb sterbe ich in der Verbannung“ sein Leben beschloss.⁶

Der Rundgang im **Erzbischöflichen Diözesanmuseum** beginnt mit dem Streit um die rechte Weltordnung, der durch die Auseinandersetzungen zwischen Herrscher und Papst entfacht worden ist. Die theologisch-geistesgeschichtlichen Grundlagen und Voraussetzungen der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts, die Reform selbst sowie ihre Auswirkungen auf die Kunst sind die Schwerpunktthemen dieser zweiten Ausstellungssektion. Starke Impulse für die Reform waren von Heinrich III. ausgegangen, unter dessen Herrschaft die Einheit von *regnum* und *sacerdotium* noch Bestand hatte. Auf seinem Romzug 1046/1047 löste er das Papsttum aus lokalrömischer Verstrickung, setzte auf zwei Synoden drei miteinander konkurrierende Päpste ab und ernannte mit Papst Clemens II., ehemals Bischof Suidger von Bamberg, einen Reichsbischof zum Papst. Neben den Initiativen von Seiten des Herrschers nahm die Kirchenreform besonders von den mittelalterlichen Zentren Rom, Salerno und Montecassino ihren Ausgang. Kirchenbau und -ausstattung werden auch für die Stadt Paderborn des 11. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung, die nach einem verheerenden Stadtbrand in Schutt und Asche lag. Die von Bischof Imad gestiftete sogenannte Imad-Madonna ist eine der bedeutendsten Skulpturen aus salischer Zeit [Abb.



Abb. 2.

⁵ Vita Heinrici IV. imperatoris, übers. v. Irene SCHMALE-OTT, in: Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV. (Anm. 2), S. 467.

⁶ Otto von Freising: Chronik, übers. v. Adolf SCHMIDT (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 16), Darmstadt 1974, S. 493.



Abb. 3.

2]. Die aus einem Stamm geschnitzte Skulptur – angesetzt sind nur die rechten Hände von Mutter und Kind – weist auf der Rückseite eine Höhlung für die Deponierung von Reliquien auf. Die an der Figur noch heute erhaltenen Reste dieser Fassung stellen die älteste bekannte Farbfassung an einem mittelalterlichen Kultbild dar.

Die Kunst der Romanik nahm viele Wege und einer davon führt von den überragenden Zentren des Rhein-Maas-Gebietes nach Helmarshausen an der Diemel. Dem Künstlermönch Rogerus und seinem Werkkreis wird großer Raum innerhalb der Ausstellung gegeben und nahezu der komplette Kunstkreis wird in Paderborn zu sehen sein.

Der Streit um die rechte Weltordnung, die Diskussion um den einzig wahren Weg ins Paradies und die Sorge um das Jenseitige sind Klammern, die die beiden ersten Ausstellungseinheiten miteinander verbinden und so ist das großartige goldene Antependium aus Großcomburg (um 1140) ein Schlusspunkt, wie kein zweiter das Zentrum mittelalterlichen Denkens und Handelns zusammenfassen könnte. In der Inschrift „Diese haben in der Hoffnung auf das Leben alles und sich selbst aufgegeben, indem sie in ihren Taten den Weisungen ihres Lehrers Christus folgten. Für ihn geopfert, leben sie in ewiger Seligkeit, öffnen den Himmel den Würdigen und verschließen ihn den Bösen. Sie werden mit dem strengen Richter Christus sitzen, wenn Er wiederkehrt und die Welt mit Feuer prüft“⁷ wird die Sorge um das Seelenheil deutlich, das die Menschen in diesen krisengeschüttelten Zeiten zu solchen Stiftungen motivierte [Abb. 3].

In der dritten Ausstellungseinheit in der **Städtischen Galerie** nun wird das thematisiert, was den Gang Heinrichs IV. nach Canossa zu dem „Gang nach Canossa“ gemacht hat, den wir heute wenn möglich vermeiden möchten. Bekannt und oft zitiert sind Bismarcks Worte, gesprochen in der Reichstagsitzung vom 14. Mai 1872 im Streit mit der Kurie um die Bestellung des deutschen Gesandten beim Heiligen Stuhl: „Seien Sie ohne

⁷ Inschrift des Antependiums aus der ehem. Stiftskirche St. Nikolaus von Comburg, um 1140.

Sorge – Nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig.“ Im 19. Jahrhundert galt Canossa als Schandmal deutscher Geschichte und war Bestandteil eines Medienkrieges, der von nationalliberaler Seite bewusst und gezielt geführt wurde. Vielfältige Wiedergabe hat der Gang nach Canossa in der Graphik und der Historienmalerei gefunden, Heinrich wird wahlweise durch taktische Demut oder durch unbeugsamen Herrscherstolz charakterisiert. Deutlicher als es Eduard Schwoisers in den 1850er Jahren gelang, kann man einen trotzigsten, willensstarken deutschen Kaiser Heinrich IV. wohl kaum darstellen [Abb. 4].

Info

Canossa 1077 – Erschütterung der Welt.
Geschichte, Kunst und Kultur am Auf-
gang der Romanik

21. Juli bis 5. November 2006

Museum in der Kaiserpfalz, Erzbischöfliches
Diözesanmuseum und Städtische
Galerie Am Abdinghof

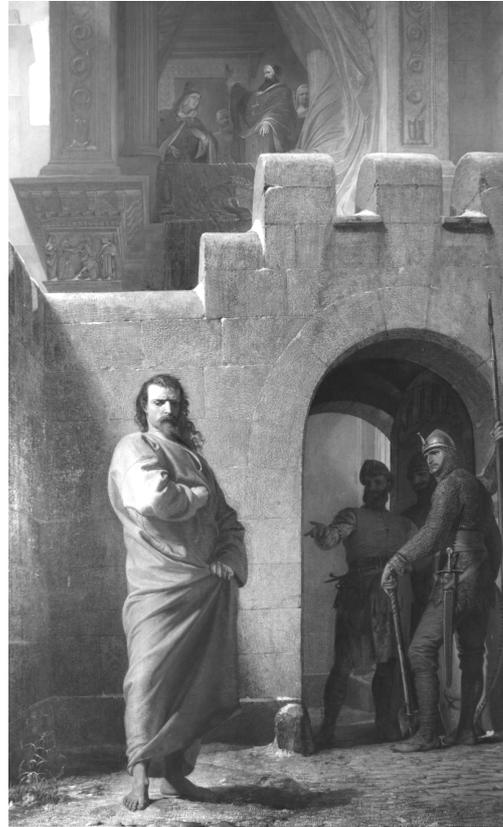


Abb. 4.

Geschichte lehren an der Hochschule – Bestandsaufnahme, methodische Ansätze, Perspektiven

Tagung zur Hochschuldidaktik an der Universität Paderborn
vom 8./9. September 2005

von Gunnar Grüttner

Die Frage, wie an Hochschulen historisches Wissen jenseits von Vorlesungen und Referatsseminaren attraktiv vermittelt werden kann, stand im Mittelpunkt einer Tagung, die von Privatdozent Dr. Rainer Pöppinghege vom Historischen Institut der Universität Paderborn initiiert wurde. Knapp 30 Historiker aller Epochen – Fachwissenschaftler und Didaktiker – aus Deutschland, Österreich und der Schweiz beteiligten sich an dieser wohl bundesweit ersten Konferenz zu diesem Thema. Vor dem Hintergrund der neuen, modu-

larisierten Studiengänge stand der Erfahrungsaustausch ganz im Zentrum der Tagung, um dem drohenden „Verschulungsprozess“ der Hochschulausbildung entgegenzuwirken. Trotz dieser Befürchtungen in weiten Teilen der Historikerschaft konstatierte Pöppinghege einleitend eine derzeit noch geringe Akzeptanz hochschuldidaktischer Ansätze im Fach Geschichte. Dabei verfüge es über einige hilfreiche Voraussetzungen für selbstständiges und aktivierendes Lernen: Historiker gehen nicht von feststehenden Wahrheiten aus, sondern sollten sich ihrer Standortgebundenheit bewusst sein. Es sollte ihnen daher eigentlich leichter fallen, selbstgesteuertes Lernen zuzulassen und zu fördern und eben keine absoluten Wahrheiten in der Hoffnung zu verkünden, diese würden „schon irgendwie“ von den Studierenden aufgenommen.

Ganz dem Thema verpflichtet, fand die Tagung als Mix aus „klassischen Vorträgen“, Mini-Workshops und Diskussion statt, der durchgängig eine aktive Mitarbeit aller Tagungsteilnehmer ermöglichte. Einen ersten Workshop präsentierte MICHAEL STOLLE (Karlsruhe). Er hielt ein leidenschaftliches Plädoyer für die Etablierung einer Hochschul*fach*didaktik der Geschichte. Der Lehrende muss sich dabei immer bewusst sein, dass Lernen über verschiedene Wege funktioniert. Es wird von Emotionen beeinflusst und ist eine fortlaufende Überschreibung bereits vorhandenen Wissens. Die daraus folgenden Konsequenzen für Hochschullehrer und Ableitungen für Geschichtsseminare wurden anschließend im Plenum erarbeitet. So muss beispielsweise die ernsthafte Berücksichtigung des Vorwissens der Lerngruppe ebenso selbstverständlich sein, wie das Lehren an authentischen Problemen.

Grundlegende Ergebnisse der Kognitionsforschung und ihre Konsequenzen auf die Lehre von historischen Inhalten stellte die Kölner Geschichtsdidaktikerin BÄRBEL VÖLKELE in ihrem Vortrag vor. Von besonderer Bedeutung beim Lernprozess sind neuronale Bindungen in der Hirnrinde, um die historische Inhalte mit anderen Informationen konkurrieren. „Lernen geht nicht wahllos“, so Völkel; die kognitive Aneignung von Wissen sei ein komplizierter und vielfältiger Prozess. Als Konsequenz daraus könne das Lernen der Studierenden mit speziellen Verfahren gefördert werden: Seminartagebücher beispielsweise zwingen zur selbstverantwortlichen Reflexion und visualisierten den individuellen Lernprozess, wovon die durch die Referentin präsentierten Lerntagebücher eindrucksvoll Zeugnis ablegten.

Einen Blick auf die Vermittlung historischer Inhalte jenseits des Universitätsbetriebes bot CARSTEN DAMS (Münster), wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Dokumentations- und Forschungsstelle für Polizei- und Verwaltungsgeschichte. Diese Einrichtung ist Teil der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung (FHöV) NRW, an der an zahlreichen Standorten neben den Beamten der Kommunal- und Landesverwaltung vor allem Polizisten des gehobenen Dienstes ausgebildet werden. Etwa die Hälfte der Studierenden absolviert den Studiengang „Polizeivollzugsdienst“ und hier liegt auch der Schwerpunkt des Lehrbeitrages der Dokumentations- und Forschungsstelle. Ohne eigenes Fach „(Polizei-) Geschichte“ und ohne ein verbindliches Curriculum beschrieb Dams anschaulich seine Situation als die eines „Zulieferers“ für andere Studienfächer. So können etwa im Rahmen

des Faches „Ethik“ historische Betrachtungen über die Bedeutung des Dienstes der Polizisten Teil der Lehre sein. Dennoch müsse nicht nur den Studierenden, sondern oft auch den Kollegen Geschichte erst „schmackhaft“ gemacht werden.

KARL HEINRICH POHL (Kiel) brach eine Lanze für die Form des Projektseminars. Diese Veranstaltungen seien keinesfalls abgehobene Didaktik und aufgrund ihrer Eigenart im bisherigen akademischen System undurchführbar. Gerade die geforderte Praxisorientierung der neuen Studiengänge bietet Chancen für den Projektunterricht. Hier können Techniken des historischen Arbeitens eingeübt werden, die in den vielfältigen Berufsfeldern der Absolventen jenseits des Schulbetriebes erforderlich sind. So vermittele Projektunterricht nicht nur Sachkompetenz, sondern in hervorragender Weise auch Methoden-, Selbst- und Sozialkompetenz. Daher sollen sich die Historiker nicht scheuen, modifizierte Projekte in den Lehrkanon aufzunehmen, und sei es zunächst nur an *einer* Stelle in den neu zu konzipierenden Studiengängen.

Auch SIMONE LÄSSIG (Washington) unterstrich die Überlegungen, dass eine höhere Praxisrelevanz verstärkt Ziel der geschichtswissenschaftlichen Lehre sein müsse. Sie berichtete von zwei praktisch erprobten Beispielen, in denen Blockseminare mit jeweils einer Fachexkursion verbunden wurden. Der soziale Kontakt dieser Formen ermögliche intensivere Diskussionen, wobei eine intensive Vor- und Nachbereitung der Präsenzveranstaltungen unerlässlich sei und von den Studierenden auch geleistet werde, wenn diese auf die Bedeutung hingewiesen wurden. Die Exkursion bildet dann den Höhepunkt, auf den alle hinarbeiten. Hier kann die konkrete Umsetzung der Forschungsergebnisse im öffentlichen Raum analysiert, thematisiert und diskutiert werden. In diesem Zusammenhang kann auch auf außeruniversitäre Kooperationspartner zurückgegriffen werden.

FRANK MÖLLER (Jena) unterstrich die herausragende Bedeutung des Proseminars als „wichtigste Veranstaltung des gesamten Studiums“. Im Proseminar entwickelt sich der Lernende vom Schüler zum Studenten und kommt erstmals mit dem Prinzip des wissenschaftlichen Arbeitens in Berührung. Dabei sei der Studienanfänger vor allem in methodischer Hinsicht „unbewusst inkompetent, d.h. er weiß gar nicht, was er nicht weiß“. Daher sei es notwendig, den Studierenden von Beginn an deutlich klar zu machen, dass eine universitäre Veranstaltung einen anderen Lernstil als in der Schule erfordert. Unverzichtbar sei hierbei allerdings eine intensive Betreuung, um die Übergangsschwierigkeiten abzufedern. Möller wandte sich gegen die Entwicklung, methodische Teile in getrennte Veranstaltungen auszugliedern. Im Zweifelsfall solle eher an weiterführendem Wissen gekürzt werden, denn das praktische Einüben wissenschaftlicher Methoden als Mittelpunkt der Veranstaltung sei die besondere Qualität des Proseminars.

ESTHER-BEATE KÖRBER von der FU Berlin stellte ihr Modell des „problemlösenden Seminars“ vor, in dem die Arbeit am Werk – sei es Referat oder Hausarbeit – nicht individuell und in der Freizeit, sondern in den Seminarsitzungen stattfindet. Jeder Sitzung wird ein methodischer Schritt zugeordnet, unmittelbar umgesetzt und anschließend im Plenum evaluiert. So steht bei auftretenden Problemen sofort ein Dozent zur Verfügung und im Idealfall helfen sich die Studierenden spontan gegenseitig. Auf diese Weise kann ein Ver-

zweifeln vor den eigenen Problemen wirksam verhindert werden, denn „die Krise gehört zum Handwerk“.

Einen anregenden Einstieg in ein Seminar zeigte NATASCHA VITTORELLI (Wien) mittels einer Simulation, in der die Teilnehmer durch eine aktivierende (Einzel-) Beteiligung an das fiktive Seminarthema „Geschichte des Balkans“ herangeführt wurden. Statt eines Einführungsvortrages wurden die individuellen Assoziationen abgefragt, die die Teilnehmer von der Region „mitbringen“. Auf diese Weise gelang es exemplarisch, einen von der gesamten Gruppe diskutierter Einstieg in das Thema zu erreichen, der sofort in die weitere Seminarkonzeption eingearbeitet werden kann. Die Studierenden erarbeiten sofort eigenständig Fragen und erkennen die Relevanz und mögliche Multiperspektivität der Inhalte.

MYRLE DZIAK-MAHLER (Köln) präsentierte verschiedene Modelle des Lehrens, in denen Studierende zu stärkerer Mitarbeit animiert werden können. Sie betonte jedoch, dass Methoden keinesfalls Selbstzweck seien und zum „didaktischen Gimmick“ verkommen dürften. Vielmehr können auch „alte“ Methoden zielführend sein: grundlegend sei immer der Inhalt (Didaktik), nicht die Umsetzung (Methodik). Anregungen der Schuldidaktik sollten dennoch auch für die Hochschullehre nutzbar gemacht werden, lassen sich mühelos in Lehrveranstaltungen integrieren und führen zu einem (subjektiv wahrgenommenen) höheren Lernertrag als klassische Referatsseminare. Spontan eingesetzte Evaluationsverfahren ermöglichen dem Dozenten jederzeit, den Erfolg des Seminars zu überprüfen. Man dürfe keine Angst vor dem „Scheitern“ beim Methodeneinsatz haben, sondern es als Herausforderung begreifen, wenn aktivierte Studenten auch mal vorbereitete Konzepte umschmeißen.

SABINE GELDSETZER und MERET STROTHMANN von der Ruhr-Universität Bochum stellten die Unterstützung der universitären Lehre durch das Learn Management System „Blackboard“ vor. Solche Systeme halten in immer mehr Universitäten Einzug und unterstützen die Lehrenden vor allem bei der Organisation der Seminare. Jedes Seminar hat sein virtuelles Abbild in „Blackboard“, Informationen zu Sprechstunden und Literatur werden dort bereitgestellt, ein Forum ermöglicht die Kommunikation jenseits der festgelegten Präsenzzeiten; alle „technischen Details“, die von den Studenten andernfalls zeitraubend zusammengesucht werden müssen, sind gebündelt abrufbar. Durch multimedial aufbereitete Materialien und Unterrichtseinheiten kann das System auch mit didaktischem Nutzen eingesetzt werden.

Auch JAN HODEL (Aargau) zeigt die Vorteile der Einbindung von E-learning-Elementen in die Lehre auf. Er stellte sein Modell einer „Historischen Online-Kompetenz“ vor und betonte die Vorteile der Verbindung von Präsenz- und Fern(=Online-)Unterricht zum Blended Learning. Studenten seien im Umgang mit Neuen Medien zwar oft unbefangener als ihre Dozenten, doch müsse eine bewusste Mediennutzung trainiert werden. Das gewinnbringende Suchen, Entnehmen und Bewerten von Informationen kann nur mit quellenkritischen Überlegungen erfolgen, die ein Historiker an den Tag lege. Doch nicht nur an die Recherche, auch an eigene Veröffentlichungen und

Diskussionen im Online-Bereich sollte sich der Historiker verstärkt heranwagen. Besonderes Augenmerk legte Hodel hierbei auf Publikationsformen wie wikipedia oder weblogs (also Internet-Tagebücher). Im Rahmen eines solchen Weblogs [<http://hodel-histnet.blogspot.com>] stellt Hodel seine Überlegungen zur Historischen Online-Kompetenz weiterhin der (Internet-)Öffentlichkeit vor und demonstriert gleichzeitig eine technisch leicht zu betreuende Form des Einsatzes Neuer Medien in der Hochschullehre.

Die Tagung war ein erster Schritt, der von der Historikerzunft leider noch zu oft stiefmütterlich behandelten Lehre einen gleichberechtigten Platz neben der Forschung zu sichern. An mehreren Stellen wurde deutlich, wie wichtig künftig der kollegiale Austausch auch in der Lehre sein wird, um sowohl Probleme als auch innovative Ansätze zu diskutieren. In den Mittelpunkt kann dabei die Frage nach dem Bedarf einer spezifischen Hochschulfachdidaktik für das Fach Geschichte rücken. Der Austausch hierüber sollte daher auf weiteren Treffen fortgesetzt werden, so dass der Paderborner Veranstaltung die Funktion einer Netzwerkbildung zukam. Die hiervon ausgehenden Impulse werden darüber hinaus der Fachöffentlichkeit in Form eines Tagungsbandes zugänglich gemacht.

„Bischöfliches Bauen im 11. Jahrhundert.“

Tagung des Archäologisch-Historischen Forums vom 18. bis 20. Mai 2005 in Paderborn

von Sascha Käuper

Die ottonisch-salische Reichskirche hat eine lange Reihe bedeutender Bischofspersönlichkeiten hervorgebracht, die auf den unterschiedlichen Gebieten kulturellen Lebens Hervorragendes geleistet haben. Als eine wichtige Gemeinsamkeit sticht vor allem ihre oft umfangreiche Bautätigkeit hervor, die kaum eine der zahlreichen Bischofsviten übergeht. In der Archäologie und Kunstgeschichte erfreut sich die bischöfliche Bautätigkeit ungebrochener, in der Geschichtswissenschaft seit einigen Jahren wieder verstärkter Aufmerksamkeit. Grund genug für das Archäologisch-Historische Forum (AHF), seine mittlerweile 5. der in zweijährlichem Rhythmus veranstalteten Tagungen¹ dem Thema „Bischöfliches Bauen im 11. Jahrhundert“ (Paderborn, 18. bis 20. Mai 2005) zu widmen.

Die Veranstalter JÖRG JARNUT und MATTHIAS WEMHOFF begrüßten zunächst die Teilnehmer aus Italien und Deutschland und ordneten die Tagung dann in eine Reihe von mehreren Kongressen ein, die allesamt die Ausstellung „*Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Ausgang der Romanik*“ (Paderborn, 21. Juli bis 5. November 2006) vorbereiten sollen.² Diese wird den Besuchern so illustre Objekte wie

¹ Vgl. zuletzt JARNUT, Jörg/ WEMHOFF, Matthias (Hg.): Erinnerungskultur im Bestattungsritual. Archäologisch-Historisches Forum (MittelalterStudien 3), München 2003.

² <http://www.canossa2006.de>

die Mathildenvita des Donizo, die Thronlehen Kaiser Heinrichs IV., das Evangeliar Kaiser Heinrichs III. oder auch den Tragaltar des Paderborner Bischofs Heinrich II. von Werl (1084–1127) vor Augen führen. Die Ausstellung will sich jedoch nicht nur dem engen politischen Ereignisrahmen des so genannten Investiturstreits zwischen 1076 und 1122 widmen, sondern auch dessen Voraussetzungen darstellen und in verschiedenen Regionen konkret veranschaulichen. Oberitalien und Westfalen sollen dabei zwei Schwerpunkte bilden.

Zu diesem Zweck arbeitete WERNER JACOBSEN (Münster) in einem weit gespannten Überblick zunächst die Hauptlinien des Kirchenbaus heraus, nämlich die Vielschichtigkeit im nordalpinen Reich bis 1070 gegenüber dem Aufbruch und der Wiederbelebung der Baukunst in Oberitalien seit Mitte des 10. Jahrhunderts, für die exemplarisch Erzbischof Aribert II. von Mailand (1018–1045) und der Patriarch Poppo von Aquileja (1019–1042) stehen. Seit Beginn der Kirchenreform könne man zwischen der Baukunst verschiedener italienischer Gruppen, die dem Kaiser, Cluny oder dem Papst naheständen, unterscheiden (Fruttuaria, Acqui, Florenz, Rom, Montecassino und Salerno). Deren Baukunst dürfe im Vergleich mit dem Neubau von St. Denis bei Paris um 1140 allerdings nicht als römischer Provinzialismus missverstanden werden. Antikisierende Züge erwiesen sie vielmehr als bewussten Rückgriff auf den konstantinischen Kirchenbau des 4. Jahrhunderts, auf den später Speyer und Cluny eine klassizistische Antwort gegeben hätten.

Die von Jacobsen immer wieder geforderte Vertiefung am Detail führte HANS PETER AUTENRIETH (München) an den nach 1031 entstandenen Wandmalereien in der Kathedrale von Aosta vor. Die dortige Darstellung geistlicher Würdenträger stelle keine Bischofsgalerie dar, sondern vermutlich die verbrüderten Kapitel des Domes und des Stifts S. Orso. Gestützt auf neueste italienische Forschungen skizzierte sodann CARLO TOSCO (Turin) die Entwicklung von Basiliken, Krypten und Apsistürmen, die Nutzung des Atriums sowie die Beziehungen zwischen Bischofsstadt und Umland in Oberitalien im 11. Jahrhundert am Verhältnis von Turin zu Susa, der Hauptstadt der arduinischen Mark. JENS REICHE (Göttingen) behandelte die Kirchenbaukunst zwischen dem späten 9. Jahrhundert und 1039 in Oberitalien und verfolgte dabei insbesondere die Entstehung und Entwicklung des Doppelbogens und des Bogenfrieses. Von historischer Seite untersuchte Giancarlo ANDENNA (Brescia) den Einfluss Clunys in Oberitalien, wo zwischen 1076 und 1095 infolge von Schenkungen an das burgundische Kloster immerhin 28 Priorate eingerichtet worden seien. Sie hätten sich trotz der kritischen Haltung der Bischöfe gut integrieren können, ohne jedoch selbst große Neuerungen auszulösen. Architektonische Gemeinsamkeiten zwischen ihnen seien indes seltener anzutreffen als bisher angenommen.

Gleich zwei Beiträge beschäftigten sich mit den Heilig-Grab-Kopien. ANKE NAUJOKAT (Aachen) konnte deren Gesamtzahl in Europa zunächst auf mehr als 50 beziffern. Allerdings sei nirgends eine exakte Kopie der von Konstantin dem Großen in Jerusalem erbauten Grabeskirche Jesu beabsichtigt gewesen, sondern man habe sich mit einer selektiven Nachbildung begnügt, die ein Wiedererkennen der Vorlage ermöglicht habe. Wegen

des Reliquiencharakters hätten sie dem Vorbild im Inneren entsprochen (die Grabstätte Jesu lag immer rechts vom Eingang), doch in der äußeren Gestaltung seien die Bauherren frei gewesen, womit die sehr unterschiedlichen Erscheinungsformen zu erklären seien. XENIA STOLZENBURG (Marburg) konzentrierte sich auf die italienischen Heilig-Grab-Kopien u. a. in Bologna, Fruttuaria, Aquileja und Acquapendente, die alle zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert erstmals schriftlich erwähnt wurden und verwies auf ihre Ausstattung mit Kreuzpartikeln oder Blutreliquien als Sekundärreliquien. In der Nähe dieser Anlagen seien im Streben nach ad sanctos-Bestattungen oftmals wirkliche Gräber angelegt worden.

Auf den italienischen Teil folgten Referate zur bischöflichen Bautätigkeit im Westfalen des 11. Jahrhunderts, in die zunächst MANFRED BALZER (Münster) mit einem groß angelegten Vergleich der Verhältnisse in Paderborn, Minden, Osnabrück und Münster von historischer Seite einführte und insbesondere das Wirken der Bischöfe Meinwerk (1009–1036) und Benno (1068–1088) als Bauherren und Architekten ausführlich vorstellte. UWE LOBBEDEY (Münster) nahm sich des Themas aus archäologisch-bauhistorischer Perspektive an, ordnete den Paderborner Meinwerkdom baugeschichtlich ein und beschäftigte sich dann vor allem mit den Gründen für den ungewöhnlich großen Ausbau des Domes unter Bischof Imad (1051–1076). Der Paradigmenwechsel in Paderborn habe in Minden und Osnabrück keine Entsprechung gefunden, wo man der karolingischen Größenordnung verhaftet geblieben sei. Regionale Gemeinsamkeiten seien deshalb – auch mit Blick auf die ganz andersartigen Kirchenbauten in Abdinghof, Iburg, Freden, usw. – nicht auszumachen, zumal oft nur Fundamente erhalten geblieben seien.

Am Beispiel Bennos von Osnabrück befasste sich SIMONE HEIMANN (Paderborn) mit der Ausbildung eines Bischofs zum Bauherrn und zeigte auf, wie Benno nicht nur Kirchen und Klöster, sondern im Auftrag Heinrichs IV. vor allem auch Burgen zu bauen hatte. SVEVA GAI (Paderborn) behandelte aus archäologischer Perspektive die Umgestaltung und Entwicklung der ottonisch-salischen Pfalzanlage in Paderborn, die ein eindrucksvolles Zusammenspiel von Dom, Zeremonialkapelle, Kaiser- und Bischofspfalz erkennen lasse. SVEN SPIONG (Paderborn) richtete den Blick über die Pfalz hinaus auf die Siedlungsstruktur Paderborns, die nach einer Unterbrechung zwischen dem 4./ 5. und dem 8. Jahrhundert seither eine konstante Siedlungsverdichtung im Stadtgebiet zu erkennen gebe. Anstelle der als Lagerräume dienenden, platzraubenden Grubenhäuser sei die Zahl der unterkellerten Häuser im Hochmittelalter immer stärker angestiegen. Den Schlusspunkt setzte FRIEDERIKE DHEIN (München) mit einem Seitenblick auf die hochmittelalterliche Bauentwicklung Lüttichs, wo sich durch Lage und Patrozinien der Kirchenbauten deutliche Anlehnungen an die Vorbilder Jerusalem und Rom zeigten.

Abgerundet zum einen durch eine von CLEMENS KOSCH (Paderborn) geleitete Exkursion nach Helmarshausen, wo die Ruinen von Kloster und Krukenburg besichtigt wurden, zum anderen durch eine Führung durch die Kaiserpfalz und das Benediktinerkloster Abdinghof (SVEVA GAI/CLAUDIA DOBRINSKI, beide Paderborn) endete eine gewinnbringende und von lebhafter Diskussion geprägte Tagung, mit der das Archäologisch-

Historische Forum Neugier auf die geplante Canossa-Ausstellung geweckt hat. Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist vorgesehen.

60 Jahre Kriegsende – Westfälische Beiträge und Perspektiven

Bericht zur 14. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ des Historischen Instituts der Universität Paderborn vom 5. November 2005

von Michael Ströhmer

Das Jahr 1945 gilt als einer der tiefsten Einschnitte der jüngeren deutschen Geschichte. Deshalb gedachten nicht nur Politik und Öffentlichkeit der sechzigsten Wiederkehr des Kriegsendes in einer Welle obligatorischer Gedenkveranstaltungen und Feierstunden. Vielmehr forschte auch die Historikerzunft in Westfalen im Vorfeld des offiziellen Gedenkens an das „Epochenjahr 45“ verstärkt nach neuen Erkenntnissen. Aufgrund der engen Verquickung von universitären mit außeruniversitären Initiativen und Projekten, die Forschungsarbeiten zur Zeitgeschichte offenbar besonders kennzeichnet, konnten auch auf der diesjährigen Regionalgeschichtstagung – dank der Initiative von Prof. Dr. FRANK GÖTTMANN bereits zum vierzehnten Mal – eine Reihe von neueren Ergebnissen vorgestellt werden. Hierzu berichteten im gut besuchten Auditorium Maximum der Universität Historiker, Archivare und Zeitzeugen aus ihren laufenden Forschungs- und Ausstellungsprojekten, welche die Jahre der Zäsur aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchteten.

Nach einem eindringlichen Zeitzeugenbericht (Dr. ROLF MERTENS, Paderborn, *Spaziergang durch das zerstörte Paderborn*), der den „Nachgeborenen“ durch das Objektiv einer Amateurkamera durch die Trümmerwüste des zerbombten Paderborn führte und spontane Erinnerungen der im Publikum anwesenden Zeitzeugen hervorrief, erläuterten die Verantwortlichen zweier Ausstellungsprojekte in Münster und Siegen den professionellen Umgang mit historischen Bildquellen und deren Wirkung im Dialog mit einer breiteren Öffentlichkeit (Dr. MARKUS KÖSTER, Westfälisches Landesmedienzentrum Münster, *Zwischen Krieg und Frieden – Westfalen 1945 im Blick der Fotografie*/ DIETER PFAU M.A., Universität Siegen, *Kriegsende 1945 in Siegen – Bilanz eines Ausstellungsprojektes*).

PD Dr. BARBARA STAMBOLIS (Universitäten Paderborn/ Siegen), in deren Händen neben der Präsentation eigener Forschungsarbeiten auch die Moderation der diesjährigen Tagung lag, lenkte das Interesse des Publikums auf das Schicksal von Kriegskindern. In deren Gesichtern seien die Spuren des Schreckens, aber auch der unvermuteten Freude, in besonders eindringlicher Weise auf Fotopapier gebannt worden. Kinderaufnahmen zählten, so Stambolis, zu einer Quellengruppe, die den Betrachter emotional ansprechen und daher einer besonders gründlichen Quellenkritik zu unterziehen seien.

Mit zwei anderen stark symbolträchtigen Gruppen der Kriegsgeneration, den Zwangsarbeiterinnen und Trümmerfrauen, befassten sich die Vorträge zu Fallbeispielen aus Ostwestfalen (Dr. CLAUDIA BECKER, Stadtarchiv Lippstadt, *Zwangsarbeiterinnen in Lippstadt*).

Eine schwierige Spurensuche/ Dr. ANTIJE TELGENBÜSCHER, Paderborn, *Trümmerfrauen in Paderborn*). In beiden Projekten, deren Ergebnisse sich teilweise auf intensive Befragungen von Zeitzeugen stützen konnten, wurde sowohl die geschlechtsspezifische Perspektive der Betroffenen thematisiert wie auch die Gefahr einer heroisierenden Mythenbildung um weibliche Ikonen der Nachkriegszeit herausgestrichen.

In einem die Tagung abrundenden Beitrag sprach GUNNAR GRÜTTNER M.A. (Universität Paderborn, *Das St. Hedwigswerk. Die Integration von katholischen Vertriebenen im Erzbistum Paderborn*) das Problem der gesellschaftlichen Eingliederung von Kriegsvertriebenen an, wie es sich über den geschilderten Zeitrahmen der 1950er und 1960er Jahre hinaus bis heute als alltägliche Herausforderung für die karitativen Einrichtungen der christlichen Kirchen darstellt.

Die lebhaften Diskussionen zu den Einzelbeiträgen verdeutlichten dem Tagungsbesucher erneut, dass die jährliche Veranstaltung ein unverzichtbares Forum für einen anregenden Gedankenaustausch darstellt, auf dem zu verschiedensten Themen und Facetten der Regionalgeschichte Ostwestfalens trefflich und gewinnbringend räsoniert werden kann.

Hans-Hugo Steinhoff in Paderborn

von Andres Laubinger und Jens Schneider

Am 1. April 2004 ist Hans-Hugo Steinhoff in Paderborn gestorben. Steinhoff wurde am 3. Oktober 1937 in Fulda geboren. Er studierte von 1957 bis 1963 an den Universitäten Marburg, München und Mainz Germanistik, Klassische Philologie und Philosophie. Im Dezember 1963 wurde er an der Philipps-Universität Marburg über „Die Darstellung gleichzeitiger Geschehnisse im mittelhochdeutschen Epos“ promoviert (s. u. nr. 21.013f), im Frühjahr 1964 legte er das 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab. Anschließend war er wissenschaftlicher Assistent bei Werner Schröder (1964–69), später Akademischer (Ober-)Rat an der Universität Stuttgart (1969–74) und ab 1974 Professor an der neugegründeten Gesamthochschule in Paderborn.

Der vorliegende Beitrag ist der Versuch, die wissenschaftliche Arbeit und das hochschulpolitische Engagement einer außerordentlich unprätentiösen Persönlichkeit zu dokumentieren.¹ Dazu wurde, teils aus dem Nachlass, teils mit den üblichen bibliographischen Hilfsmitteln, eine Aufstellung der Publikationen von H.-H. Steinhoff unternommen,

¹ Eine stark gekürzte Fassung dieses Texts erscheint im Tagungsband der von H.-H. Steinhoff mitkonzipierten Tagung, die kurz nach seinem Tod in Tübingen stattfand: Lancelot. Der mittelhochdeutsche Roman im europäischen Kontext, hg. von Klaus RIDDER und Christoph HUBER, Tübingen: Niemeyer 2007, S. 295–300. Den Herausgebern des Tagungsbandes sei für ihr Einverständnis mit der vorliegenden Veröffentlichung gedankt, für freundlich gewährte Auskünfte und Unterstützung Herrn Erhard Weimer (Universitätsbibliothek Paderborn) und Frau Christine Stöllinger-Löser (Redaktion Verfasserlexikon).

die 355 Titel erfasst. Dieses rekonstruierte Schriftenverzeichnis wurde, auch wenn es wohl nicht als vollständig gelten darf, mit einer Ordnungssystematik versehen, die einfache Verweise erlaubt.

1. Wirken in der Hochschule

Hans-Hugo Steinhoff war von Mai 1974 bis Februar 2003 Professor für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Universität Paderborn. Mit Blick auf seine unbestechliche Arbeit in den verschiedenen Gremien der Paderborner Hochschule konnte er als eine Institution der Paderborner Geisteswissenschaften gelten. Von 1976 bis 1983 gehörte er als Konrektor für Forschung dem erneuerten und verlängerten Gründungsrektorat der Gesamthochschule unter Friedrich Buttler an. Zuvor war er schon ein Jahr Mitglied der Struktur- und Haushaltskommission gewesen. Weitere zehn Jahre (WS 87/88–SoS 99) war er Mitglied des Senats der Universität-Gesamthochschule Paderborn, davon vier Jahre in der Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, anschließend vier Jahre als stellvertretender Vorsitzender der Kommission für Planung und Finanzen (WS 91/92–SoS 95; WS 95/96–SoS 99). Über ein Jahrzehnt lang hat er den Promotions- und Magister-Prüfungsausschuss des damaligen Fachbereichs 3 geleitet („PUMA“, bis WS 02/03). Schon in Marburg und Stuttgart hatte er sich als Konvents- und Senatsmitglied in bildungspolitischen Diskussionen engagiert, wovon unter anderem seine Mitarbeit an der Marburger Universitätsverfassung von 1969 oder an den „Empfehlungen für das Studium des Lehrers der Sekundarstufe II im Fache Germanistik“ des Landes Baden-Württemberg zeugen (s. u. nr. 12.009).

Der Paderborner Universitätsbibliothek war er als langjähriges Mitglied der Kommission für das Bibliothekswesen in besonderem Maße verbunden: von 1983 bis 1991 als stellvertretender Vorsitzender. Seiner Initiative ist der Ankauf zweier größerer Bestände durch die Universitätsbibliothek zu verdanken. 1977 gelangte die nachgelassene Bibliothek eines seiner Lehrer, des Marburger Philologen Ludwig Wolff (1892–1975) in den Besitz der Hochschule. Altgermanistische Forschungsarbeit wäre ohne diese 4 371 Bände in Paderborn kaum denkbar gewesen. Die zugehörige umfangreiche Sonderdrucksammlung L. Wolffs befindet sich nun im Nachlass Steinhoff (s. u.). Der zweite Ankauf betraf die Bibliothek des Publizisten und Literaturkritikers Franz Schonauer (1920–1989) aus Prezelle, die noch im Dezember 1989 erworben wurde. Es handelt sich dabei hauptsächlich um deutsche Gegenwartsliteratur, aber auch europäische und amerikanische sowie soziologische Literatur des 20. Jahrhunderts im Umfang von etwa 9 500 Bänden, darunter eine beachtliche Anzahl von Erstausgaben. Die anteilige Finanzierung der Bibliothek Schonauer durch das Forschungsministerium (NRW) und die Stadtwerke Paderborn wurde von H.-H. Steinhoff ausgehandelt.

Seit den Gründungsjahren ist die Paderborner Hochschule durch einen Kooperationsvertrag mit der Hochschule für Musik in Detmold verbunden. Ein Ergebnis ist das Musikwissenschaftliche Seminar Detmold/Paderborn, in dessen Beirat Hans-Hugo Steinhoff mehrfach gewählt wurde (zuletzt 1999–2001), was auch seinen privaten Interessen entge-

genkam. Weiterhin genannt seien als zeitweilige Funktionen der Vorsitz der Graduiertenförderungskommission der Hochschule (1986–1988), die Mitgliedschaft im Gründungsvorstand des gemeinsam mit der Stiftung Westfalen betriebenen Heinz Nixdorf Instituts (1987–1989) sowie im Zentrum für Kulturwissenschaften der Universität. Seit der Gründung im Jahr 2000 gehörte H.-H. Steinhoff dem „Institut zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens“ (IEMAN) an.

Der wissenschaftliche Nachlass von Hans-Hugo Steinhoff umfasst zum einen die Arbeitsbibliothek, die im Dachgeschoss des Steinhoffschen Hauses aufgestellt war und 2 820 Titel, einschließlich der abonnierten wissenschaftlichen Zeitschriften 3 147 Bände umfasst. Der Bestand deckt die traditionellen Arbeitsgebiete der germanistischen Mediävistik ab und beinhaltet auch die immer noch benötigten Publikationen aus dem 19. Jahrhundert, wobei ein Schwerpunkt natürlich auf dem hoch- und spätmittelalterlichen, höfischen und sogenannten nachklassischen Roman liegt: Hier sind alle wichtigen internationalen Arbeiten vorhanden. Darüber hinaus legt die Bibliothek aber auch Zeugnis ab von den Interessen H.-H. Steinhoffs im Bereich der Mittelalterrezeption, insbesondere in Theater, Film und Oper, sowie für allgemeine theoretische Positionen der Literaturwissenschaft. Diese Arbeitsbibliothek konnte über den Ankauf durch die hiesige Universitätsbibliothek für die Paderborner Hochschule gesichert werden. Der Bestand wird derzeit im Magazin der Universitätsbibliothek verwahrt.

Der wissenschaftliche Nachlass im engeren Sinne wird im IEMAN aufbewahrt. Er umfasst die Korrespondenz H.-H. Steinhoffs, eine Reihe von 17 langen Zettelkästen sowie ein umfangreiches Konvolut von Unterlagen und Materialien sowie Ton- und Bildmedien, die seine Forschungstätigkeit und seinen Einsatz in der universitären Lehre und Bildungspolitik dokumentieren, welche ihm stets ebenso wichtig waren wie seine wissenschaftliche Arbeit.

2. Wissenschaftliches Werk

Die wissenschaftliche Arbeit von H.-H. Steinhoff ist durch seinen langjährigen Paderborner Kollegen Hartmut Steinecke angesprochen worden. In einem Beitrag für die Paderborner Universitätszeitschrift (3/2004, S. 10f.) würdigt er „Hans-Hugo Steinhoffs Vermächtnis: die Neuentdeckung des ‚Riesenromans‘ von Lancelot“ als die ohne Zweifel wichtigste und folgenreichste Arbeit des Verstorbenen – sein Lebenswerk. Die neu edierte, kommentierte und erstmals zweisprachige Ausgabe dieses deutschen Prosaromans wurde von Joachim Heinzle als „philologische Großtat“ bezeichnet (F. A. Z. vom 2. 2. 2004). Besondere Beachtung verdient die eigenständige, zugleich präzise und ohne Vorkenntnisse lesbare Übersetzung des Textes, die eben nicht nur der Forschung, sondern vielen Lesern „Zugang zu einer großen europäischen Literaturtradition“ ermöglicht (Klaus Speckenbach in *Arbitrium* 1/2005, S. 32–38). Die ersten beiden Bände des sogenannten Prosalancelots sind jetzt als preisgünstiger Nachdruck aus der in insgesamt fünf Bänden beim Deutschen Klassiker Verlag erschienenen Ausgabe im Insel Verlag erhältlich (s. u. nr. 00.005–00.007).

Die Zusammenstellung aller Schriften Steinhoffs zeigt seine Arbeit in allen Bereichen der Lancelot-Textgeschichte und in der hoch- und spätmittelalterlichen Prosaforschung, was auch viermal von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt wurde (etwa nr. 00.003). Neben der traditionellen philologischen Arbeit mit dem Text und seiner Überlieferung, der Auseinandersetzung mit der Form mittelalterlicher Literatur spiegelt das rekonstruierte Schriftenverzeichnis aber auch H.-H. Steinhoffs Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Theorien zur Textgenese und interdisziplinären, vor allem sozialgeschichtlichen und mittellateinischen Perspektiven wider. Dass sein Urteil bei Fachgenossen gefragt war, zeigen seine Mitarbeit an den wichtigen Handbüchern der vergangenen drei Jahrzehnte wie dem Verfasserlexikon (nr. 30.147–190), den Literatur- und Sprachlexika des Metzler-Verlags (nr. 30.034–144) oder dem „Killy“ (nr. 30.146), sowie seine 155 erfassten Rezensionen (nr. 42.201–355). Der Überblick über das Schrifttum belegt, was schon die Vorlesungsverzeichnisse und der Einblick in den Nachlass zeigten: Neben seinem Spezialgebiet hat sich Hans-Hugo Steinhoff auch mit frühmittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Texten auseinandergesetzt, er hat ebenso zu Themen aus der sogenannten althochdeutschen Zeit gearbeitet. Die größte Verbreitung dürfte vermutlich die zusammen mit Kurt Gärtner verfasste, in bisher sieben Auflagen erschienene „Minimalgrammatik zur Arbeit mit mittelhochdeutschen Texten“ (nr. 21.015) erreicht haben.

Von seinen Funktionen in der Wissenschaftsorganisation seien abschließend erwähnt: der Unterausschuss für Literaturerschließung der DFG (1973–1979), der zweite Vorsitz der Wolfram-von-Eschenbach-Gesellschaft (1974–1984) und die Begleitkommission für die Edition der mittelniederländischen Lancelotromane der Königlich-Niederländischen Akademie der Wissenschaften (1978–1983).

Rekonstruiertes Schriftenverzeichnis von Hans-Hugo Steinhoff

- I Editionen
- II Herausgeberschaften (Reihen, Sammelbände)
 - a) Reihen
 - b) Sammelbände
- III Studien/Schriften
 - a) Selbständige Schriften
 - b) Unselbständige Schriften
- IV Lexikonartikel
- V Bibliographien, Rezensionen
 - a) Bibliographien
 - b) Rezensionen

I) Editionen

- [00.001] Gottfried von Straßburg: „Tristan“. Ausgewählte Abbildungen zur Überlieferung. Hg. v. Hans-Hugo Steinhoff. Göppingen: Kümmerle 1974 (= Litterae 19).

- [00.002] Konrad von Würzburg: Ein schöne Historia von Engelhart auss Burgunt. Der „Engelhard“ Konrads von Würzburg in Abbildung des Frankfurter Drucks von 1573. Mit einer bibliographischen Notiz zu Kilian Han. Hg. v. Hans-Hugo Steinhoff. Göppingen: Kümmerle 1987 (= Litterae 107).
- [00.003] Lancelot. Nach der Kölner Papierhandschrift W. f°46* Blankenheim und der Heidelberger Pergamenthandschrift Pal. Germ. 147. Hg. v. Reinhold Kluge. Bd. 4: Namen- und Figurenregister. Bearbeitet v. Hans-Hugo Steinhoff und Klaudia Wegge. Berlin: Akademie-Verlag 1997 (= DTM 80).
- [00.004] Frühe Nürnberger Fastnachtspiele. Hg. v. Klaus Ridder und Hans-Hugo Steinhoff. Paderborn u. a.: Schöningh 1998 (= Schöninghs mediävistische Editionen 4).
- [00.005] Prosalancelot. Bd. 1, 2: Lancelot und Ginover. Nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 147, hg. v. Reinhold Kluge. Ergänzt durch die Handschrift Ms. allem. 8017–8020 der Bibliothèque de l’Arsenal Paris. Übers., kommentiert und hg. v. Hans-Hugo Steinhoff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker-Verlag 1995, 2003 (= Bibliothek des Mittelalters 14, 15; Bibliothek deutscher Klassiker 123).
Nachdruck: Frankfurt a. M. / Leipzig: Insel 2005.
- [00.006] Prosalancelot. Bd. 3, 4: Lancelot und der Gral. Nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 147, hg. v. Reinhold Kluge. Ergänzt durch die Handschrift Ms. allem. 8017–8020 der Bibliothèque de l’Arsenal Paris. Übers., kommentiert und hg. v. Hans-Hugo Steinhoff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker-Verlag 2003 (= Bibliothek des Mittelalters 16, 17; Bibliothek deutscher Klassiker 183).
- [00.007] Prosalancelot. Bd. 5: Die Suche nach dem Gral. Der Tod des Königs Artus. Nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 147, hg. v. Reinhold Kluge. Übers., kommentiert und hg. v. Hans-Hugo Steinhoff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker-Verlag 2004 (= Bibliothek des Mittelalters 18; Bibliothek deutscher Klassiker 190).
- [10.000] **II) Herausgeberschaft (Reihen, Sammelbände)**
- [11.000] **a) Reihen**
- [11.008] Walter Haug, Werner Schröder und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.): Veröffentlichungen der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft. Wolfram Studien 4–8 (1977–1984).
- [12.000] **b) Sammelbände**
- [12.009] Hans-Georg Kemper, Hermann Müller-Solger und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.): Studienreform Germanistik. Empfehlungen für das Studium des Lehrers der Sekundarstufe II im Fache Germanistik. Tübingen: Niemeyer 1972.

- [12.010] Leslie Peter Johnson, Hans-Hugo Steinhoff und Roy A. Wisbey (Hgg.): Studien zur frühmittelhochdeutschen Literatur. *Cambridger Colloquium* 1971. Berlin: Schmidt 1974.
- [12.011] Klaus Grubmüller, Leslie Peter Johnson und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter. *Paderborner Colloquium* 1987. Paderborn u. a.: Schöningh 1988 (= Schriften der Universität Gesamthochschule Paderborn, Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft 10).
- [12.012] Detlef Altenburg, Jörg Jarnut und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.): Feste und Feiern im Mittelalter. *Paderborner Symposion des Mediävistenverbandes*. Sigmaringen: Thorbecke 1991.
- [20.000] **III) Studien/Schriften**
- [21.000] **a) Selbständige Schriften**
- [21.013] Hans-Hugo Steinhoff: Die Darstellung gleichzeitiger Geschehnisse im mittelhochdeutschen Epos. Studien zur Entfaltung der poetischen Technik vom Rolandslied bis zum 'Willehalm'. Diss. Marburg 1963.
- [21.014] Hans-Hugo Steinhoff: Die Darstellung gleichzeitiger Geschehnisse im mittelhochdeutschen Epos. Studien zur Entfaltung der poetischen Technik vom Rolandslied bis zum 'Willehalm'. München: Eidos 1964 (= *Medium Aevum* 4).
- [21.015] Kurt Gärtner und Hans-Hugo Steinhoff: Minimalgrammatik zur Arbeit mit mittelhochdeutschen Texten. Übersicht über die wichtigsten Abweichungen vom Neuhochdeutschen. Göppingen: Kümmerle 1976; 7., verb. Aufl. Göppingen: Kümmerle 2001 (= GAG 183).
- [21.016] Ernst Bremer und Hans-Hugo Steinhoff: Feste und Feiern im Mittelalter. Eine Ausstellung von Handschriften und Frühdrucken in der Universitätsbibliothek. Katalog Paderborn 1989. Ms.druck.
- [22.000] **b) Unselbständige Schriften**
- [22.017] Hans-Hugo Steinhoff: Gottfried von Straßburg in 'marxistischer' Sicht. Bemerkungen zu einer neuen Tristan-Interpretation. In: *WW* 17 (1967), S. 105–113.
- [22.018] Hans-Hugo Steinhoff: Zur Entstehungsgeschichte des deutschen Prosa-Lancelot. In: Peter F. Ganz und Werner Schröder (Hgg.): *Probleme mittelalterlicher Überlieferung und Textkritik*. *Oxforder Colloquium* 1966. Berlin: Schmidt 1968, S. 81–95.
Wiederabdruck in: F. P. van Oostrom (Hg.): *Arturistiek in artikelen. Een bundel fotomechanisch herdrukte studies over Middelnederlandse Arturromans. Met een bibliografie van de Middelnederlandse Arturistiek sinds 1945*. Utrecht: HES 1978, S. 149–163.
- [22.019] Hans-Hugo Steinhoff: Zum Studium der Sprache und der Literatur des Mittelalters. In: Hans-Georg Kemper, Hermann Müller-Solger und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.): *Studienreform Germanistik. Empfehlungen für das Studium*

- des Lehrers der Sekundarstufe II im Fache Germanistik. Tübingen: Niemeyer 1972, S. 58–61. [vgl. 12.009]
- [22.020] Hans-Hugo Steinhoff: Zum Münchener Lancelot-Fragment (Cgm. 5250, Nr. 25). In: Wolfram-Studien 2 (1974), S. 254–258.
- [22.021] Hans-Hugo Steinhoff: Artusritter und Gralsheld: Zur Bewertung des höfischen Rittertums im Prosa-Lancelot. In: Harald Scholler (Hg.): The Epic in Medieval Society. Aesthetic and Moral Values. Tübingen: Niemeyer 1977, S. 271–289.
- [22.022] Hans-Hugo Steinhoff: Kein Albrecht von Eyb. Eine Grisardis-Handschrift aus Philadelphia. In: ZfdA 113 (1984), S. 132–135.
- [22.023] Hans-Hugo Steinhoff: Ein neues Fragment von 'Manuel und Amade' (Handschriftenfunde zur Literatur des Mittelalters, 87. Beitrag). In: ZfdA 113 (1984), S. 242–245.
- [22.024] Hartmut Broszinski und Hans-Hugo Steinhoff: Fuldaer 'Passional'-Fragmente: Von Sante Georgio (Handschriftenfunde zur Literatur des Mittelalters, 146. Beitrag). In: ZfdA 129 (2000), S. 414–419.
- [22.025] Hans-Hugo Steinhoff: Lancelot in Germany. übers. v. Carol Dover und Astrid Weigert. In: Carol Dover (Hg.): A Companion to the Lancelot-Grail Cycle. Cambridge, England: Brewer 2003 (= Arthurian Studies 54), S. 173–184.
- [22.026] Hans-Hugo Steinhoff: Epilog: Legenden um Kunigunde. In: Wemhoff, Matthias (Hg.): Kunigunde – empfang die Krone. Paderborn: Bonifatius 2002, S. 85–92.
- [30.000] **IV) Lexikonartikel**
- [30.027] im Handlexikon zur Literaturwissenschaft. Hg. v. Diether Krywalski. München: Ehrenwirth 1974 (21976, ND Reinbek: Rowohlt 1978), S. 151–156, s. v. Geistliche Dichtung.
- [30.028–033] im Dizionario Critico della Letteratura Tedesca. Hg. v. Sergio Lupi. Turin: Unione Tipograf. Ed. Torinese 1976, Bd. I, S. 48f., s. v. Barlaam di Laubach; S. 333, s. v. Füetrer, Ulrich; S. 460, s. v. Heinrich von Freiberg; Bd. II, S. 638f., s. v. Lancillotto; S. 711f., s. v. Lucidarius; S. 1196, s. v. Ulrich von Zatzikhoven.
- [30.034–133] im Metzler Literatur Lexikon. Hg. v. Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart 1984 (21990), S. 1, s. v. Abele spelen; S. 11, s. v. Amplificatio; S. 18, s. v. Antiphraſis; S. 19, s. v. Antizipation; S. 20, s. v. Apokoinou; S. 25, s. v. Ars moriendi; S. 25f., s. v. Artes; S. 26f., s. v. Artusdichtung; S. 28, s. v. Asyndeton; S. 31f., s. v. Auflage; S. 32, s. v. Aushängebogen; S. 45, s. v. Beschreibung; S. 45f., s. v. Beutelbuch; S. 48, s. v. Bibliographie; S. 48f., s. v. Bibliophilie; S. 49, s. v. Bibliothek; S. 53f., s. v. Biobibliographie; S. 59f., s. v. Brief; S. 60, s. v. Briefgedicht; S. 60f., s. v. Briefroman; S. 72, s. v. Caput; S. 76, s. v. Chiffre; S. 76, s. v. Chiffre-Gedicht; S. 91, s. v. Detektivroman;

S. 93f., s. v. Dialog; S. 94, s. v. Dialogisierung; S. 94, s. v. Dialogismus; S. 94, s. v. Dialogroman; S. 99, s. v. Direkte Rede; S. 102, s. v. Doppelroman; S. 111, s. v. Editio castigata; S. 111, s. v. Editio definitiva; S. 111, s. v. Edition; S. 111, s. v. Editionstechnik; S. 111, s. v. Editio spuria; S. 111f., s. v. Ehrenrede; S. 112, s. v. Einzelausgabe; S. 125f., s. v. Episches Präteritum; S. 126, s. v. Epistel; S. 126, s. v. Epistolographie; S. 132, s. v. Errata; S. 132, s. v. Erscheinungsjahr; S. 132, s. v. Erscheinungsort; S. 132, s. v. Erstdruck; S. 132, s. v. Erstlingsdruck; S. 134, s. v. Ethopoeie; S. 134, s. v. Etym; S. 134f., s. v. Exegese; S. 143, s. v. Faksimile; S. 143, s. v. Fälschungen; S. 144, s. v. Fassung; S. 149, s. v. Figura etymologica; S. 150, s. v. Fiktion; S. 150, s. v. Fitte; S. 152f., s. v. Formelbücher; S. 153, s. v. Fortsetzungsroman; S. 158, s. v. Funktionalität der Teile; S. 159, s. v. Fußnote; S. 161, s. v. Geblümter Stil; S. 162, s. v. Geheimbundroman; S. 162, s. v. Geistesgeschichtl. Literaturwissenschaft; S. 170, s. v. Gesammelte Werke; S. 170, s. v. Gesamtausgabe; S. 173, s. v. Gespenstergeschichte; S. 173, s. v. Gespräch; S. 173, s. v. Gesprächsspiel; S. 175, s. v. Glossar; S. 175, s. v. Glosse; S. 177, s. v. Gradualismus; S. 178, s. v. Großstadtdichtung; S. 181, s. v. Handschrift; S. 182, s. v. Hapax legomenon; S. 191, s. v. Heroiden; S. 191, s. v. Heroldsdichtung; S. 196, s. v. Historisches Präsens; S. 196, s. v. Historisch-kritische Ausgabe; S. 196f., s. v. Höfische Dichtung; S. 197, s. v. Höfischer Roman; S. 197f., s. v. Höfisches Epos; S. 204, s. v. Hyperbaton; S. 204f., s. v. Hyperbel; S. 205, s. v. Hyperoche; S. 205, s. v. Hypostase; S. 205, s. v. Hysteron proteron; S. 205f., s. v. Ich-Form; S. 206, s. v. Ich-Roman; S. 208, s. v. Incipit; S. 208, s. v. Incrementum; S. 209, s. v. Initia; S. 211, s. v. Interiectio; S. 211, s. v. Interlinearversion; S. 212, s. v. Inversion; S. 212, s. v. Invocatio; S. 213f., s. v. Itinerarium; S. 221, s. v. Kapitel; S. 222, s. v. Katachrese; S. 229, s. v. Klimax; S. 230, s. v. Kodex; S. 231, s. v. Kolophon; mit Günther Schweikle: S. 286, s. v. Minneallegorie.

- [30.134–144] im Metzler Lexikon Sprache. Hg. v. Helmut Glück. Stuttgart/Weimar: Metzler 1993 (2000, 32005), S. 46, s. v. Apokoinou; S. 62, s. v. Asyndeton; S. 109, s. v. Chiffre; S. 186, s. v. Figura etymologica; S. 240, s. v. Hapax legomenon; S. 252, s. v. Hyperbaton; S. 252, s. v. Hyperoche; S. 258, s. v. Incipit; S. 269, s. v. Initia; S. 276, s. v. Interiectio; S. 297, s. v. Katachrese.
- [30.145] in der Enzyklopädie des Märchens. Hg. v. Rolf Wilhelm Brednich. Berlin u. a.: de Gruyter, Bd. VIII (1996), Sp. 1414–1418, s. v. Magelone.
- [30.146] im Literaturlexikon. Hg. v. Walther Killy. Gütersloh u. a.: Bertelsmann-Lexikon-Verlag, Bd. XI (2000), S. 480, s. v. Ulrich von Türheim.
- [30.147–190] im Verfasserlexikon, 2. Auflage Berlin u. a.: de Gruyter, Bd. I (1978), Sp. 6, s. v. ‘Abdinghofer Blutsegen Ad restringendum sanguinem’; Sp. 27f., s. v. ‘Ad catarrum dic’; Sp. 28, s. v. ‘Ad equum errehet’; Sp. 29, s. v. ‘Ad fluxum sanguinis narium’; Sp. 577–579 mit Korrektur in Bd. XI (2004), Sp. 205, s. v. Meister

Babiloth; Sp. 593 mit Korrektur in Bd. XI (2004), Sp. 208, s. v. 'Bamberger Blutsegen Crist unde iudas spiliten mit spieza'; Sp. 628f., s. v. 'Basler Rezepte'; Sp. 1290–1292 mit Korrektur in Bd. XI (2004), Sp. 334, s. v. 'Cleomades'; Bd. II (1980), Sp. 8f., s. v. 'Contra caducum morbum'; Sp. 9f. mit Korrektur in Bd. XI (2004), Sp. 336, s. v. 'Contra malum malannum'; Sp. 10, s. v. 'Contra paralysin id est vergiht' / 'Contra paralysin theutonice'; Sp. 11, s. v. 'Contra uberbein'; Sp. 11, s. v. 'Contra vermem edentem' / 'Contra vermes pecus edentes'; Sp. 470–473 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 403, s. v. Eleonore von Österreich; Bd. III (1981), Sp. 199–201 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 552, s. v. 'Göttweiger Trojanerkrieg'; Sp. 273–278, s. v. Groß, Erhart; Sp. 335f., s. v. Gutevrunt, Heinrich; Sp. 723–730, s. v. Heinrich von Freiberg; Sp. 1027–1031, s. v. Heribort von Fritzlär; Sp. 1196f., s. v. Meister Hesse; Bd. IV (1983), Sp. 75f., s. v. 'De hoc quod spvriha[]z dicvnt'; Bd. V (1985), Sp. 911f., s. v. 'Lorscher Bienensegen'; Sp. 1142–1148 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 953, s. v. 'Magelone'; Sp. 1180–1183, s. v. Mair, Hans, von Nördlingen; Sp. 1225f., s. v. 'Manuel und Amade'; Bd. VI (1987), Sp. 410–418, s. v. 'Merseburger Zaubersprüche'; Sp. 531 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 1005, s. v. 'Millstätter Blutsegen'; Sp. 752f., s. v. 'Münchner Augensegen'; Sp. 761, s. v. 'Münchner Halssegen'; Sp. 821–828, s. v. 'Muspilli'; Sp. 994f., s. v. 'Niederfränkischer Tristan'; Bd. VII (1989), Sp. 853 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 1270, s. v. 'Pro nessia'; Bd. VIII (1992), Sp. 714f., s. v. 'Schlettstädter Blutsegen'; Bd. IX (1995), Sp. 375–377 mit Nachtrag in Bd. XI (2004), Sp. 1461, s. v. 'Straßburger Blutsegen'; Sp. 1055f., s. v. 'Trierer Pferdesegegen'; Sp. 1058f., s. v. 'Trierer Teufelssprüche'; Sp. 1060f., s. v. 'Tristan'; Sp. 1062–1065 mit Korrektur in Bd. XI (2004), Sp. 1559, s. v. 'Tristan als Mönch'; Bd. X (1999), Sp. 184, s. v. 'Vatikanische Pferdesegegen'; Sp. 818f., s. v. 'Weingartner Reisesegen'; Sp. 961–965, s. v. 'Wessobrunner Gebet'; Sp. 1018, s. v. 'Wiener Hundesegegen'; Sp. 1603f., s. v. 'Zürcher Hausbesegnung'; Bd. XI (2004), Sp. 336f., s. v. 'Craen'.

[40.000] **V) Bibliographien, Rezensionen**

[41.000] **a) Bibliographien**

[41.191] Hans-Hugo Steinhoff: Bibliographie zu Gottfried von Straßburg. Berlin: Schmidt 1971 (= Bibliographien zur Deutschen Literatur des Mittelalters 5).

[41.192–199] Heinz Bergner, Kurt Gärtner, Albert Gier, Karl Heinz Göller, Joachim Heinzle, Wilhelm Kellermann, Ernstpeter Ruhe und Hans-Hugo Steinhoff: Allemagne et Autriche / Deutschland und Österreich. Bibliographie für 1975–1981. In: BBSIA 27 (1975), S. 23–65; 28 (1976), S. 23–65; 29 (1977), S. 27–60, 30 (1978), S. 27–65; 31 (1979), S. 27–60, 32 (1980), S. 27–80; 33 (1981), S. 27–70; 34 (1982), S. 28–50.

- [41.200] Hans-Hugo Steinhoff: Bibliographie zu Gottfried von Straßburg. 2. Berichtszeitraum 1970–1983. Berlin: Schmidt 1986 (= Bibliographien zur Deutschen Literatur des Mittelalters 9).
- [42.000] **b) Rezensionen zu selbstständigen Werken**
(nicht aufgenommen wurde eine Zahl von Aufsatzbesprechungen aus der kommentierten Bibliographie von [41.192–199])
- [42.201] zu: Frank C. Maatje: Der Doppelroman. In: AfdA 76 (1965), S. 173–178.
- [42.202] zu: Uwe Ruberg: Raum und Zeit im Prosa-Lancelot. In: PBB 89 (1967), S. 100–105.
- [42.203] zu: Cola Minis: Handschrift, Form und Sprache des Muspilli. In: AfdA 79 (1968), S. 5–12.
- [42.204] zu: Das Wiener Fragment der Lorscher Annalen. Hg. v. Franz Unterkircher. In: Das Antiquariat 19 (1969), S. 78.
- [42.205] zu: Karin Schneider: Der „Trojanische Krieg“ im späten Mittelalter. In: Das Antiquariat 19 (1969), S. 111f.
- [42.206] zu: Das Nibelungenlied in spätmittelalterlichen Illustrationen. Hg. v. Hans Hornung. In: Das Antiquariat 19 (1969), S. 154–156.
- [42.207] zu: Wolfram von Eschenbach: ‚Willehalm‘. Hg. u. übers. v. Dieter Kartschoke. In: Das Antiquariat 19 (1969), S. 231f.
zu: Hartmann von Aue: ‚Iwein‘. Hg. u. übers. v. Thomas Cramer. In: Das Antiquariat 19 (1969), S. 231f.
- [42.208] zu: Leopold Peeters: Historische und literarische Studien zum dritten Teil des Kudrunepos. In: Leuvense Bijdragen 58 (1969) Bijblatt, S. 30–31.
- [42.209] zu: Julius Schwietering: Philologische Schriften. In: Das Antiquariat 20 (1970), S. 167.
- [42.210] zu: ‚Wilhelm von Orlens‘. Hg. v. Rosmarie Leiderer. In: Germanistik 11 (1970), S. 519.
- [42.211] zu: Huber Hoffmann: Die geistigen Bindungen an Diesseits und Jenseits in der spätmittelalterlichen Didaktik. In: Germanistik 11 (1970), S. 730.
- [42.212] zu: Katalog der datierten Handschriften in lateinischer Schrift in Österreich In: Das Antiquariat 21 (1971), S. 39f.
- [42.213] zu: Der Nibelunge Liet und Diu Klage. Die Donaueschinger Handschrift 63 (Laßberg 174). Hg. v. Werner Schröder. In: Das Antiquariat 21 (1971), S. 80.
- [42.214] zu: Kurt Wais (Hg.): Der arthurische Roman. In: Germanistik 12 (1971), S. 62f.
- [42.215] zu: Rudolf Voß: Der Prosa-Lancelot. In: Germanistik 12 (1971), S. 285.
- [42.216] zu: Karl-Heinz Göttert: Tugendbegriff und epische Struktur in höfischen Dichtungen. In: Germanistik 12 (1971), S. 748f.

- [42.217] zu: Althochdeutsche Literatur. Hg. u. übers. v. Horst Dieter Schlosser. In: Das Antiquariat 22 (1972), S. 14f.
zu: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Hg. u. übers. Dieter Kartschoke. In: Das Antiquariat 22 (1972), S. 14f.
zu: 'Herzog Ernst'. Hg. u. übers. v. Bernhard Sowinski. In: Das Antiquariat 22 (1972), S. 14f.
- [42.218] zu: Hieronymus Laurentus: 'Silva Allegoriarum Totius Sacrae Scripturae'. Hg. v. Friedrich Ohly. In: Das Antiquariat 22 (1972), S. 206.
- [42.219] zu: Doris Fouquet: Wort und Bild in der mittelalterlichen Tristantradition. In: Germanistik 13 (1972), S. 70f.
- [42.220] zu: Teresa Kinnear und Carl Lofmark: A Word Index to Ulrich von Zatzikhoven's Lanzelet. In: Germanistik 14 (1973), S. 134f.
- [42.221] zu: Wernher der Gartenære: 'Helmbrecht'. Hg. v. Helmut Brackert, Winfried Frey und Dieter Seitz. In: Germanistik 14 (1973), S. 141.
- [42.222] zu: Bernhard Sowinski: Wernher der Gartenære. Helmbrecht. Interpretation. In: Germanistik 14 (1973), S. 141f.
- [42.223] zu: 'Der Karrenritter'. Hg. v. Reinhold Kluge. In: Germanistik 14 (1973), S. 619.
- [42.224] zu: Mittelhochdeutsche Texte. Hg. v. Rüdiger Krohn und Peter Wapnewski. In: Germanistik 15 (1974), S. 344f.
- [42.225] zu: Alois Wolf (Hg.): Gottfried von Straßburg. In: Germanistik 15 (1974), S. 345f.
- [42.226] zu: Gabriele von Malsen-Tilborch: Repräsentation und Reduktion. In: Germanistik 15 (1974), S. 883f.
- [42.227] zu: Eilhart von Oberge. Hg. v. Franz Lichtenstein. In: BBSIA 27 (1975), S. 53.
- [42.228] zu: Betty C. Bushey: 'Tristan als Mönch'. In: BBSIA 27 (1975), S. 55f.
- [42.229] zu: Wolfram von Eschenbach: 'Titurel'. Hg. v. Joachim Heinzle. In: BBSIA 27 (1975), S. 57.
- [42.230] zu: Ilka Büschen: Sentimentalität. In: BBSIA 27 (1975), S. 58f.
- [42.231] zu: Ilse Clausen: Der Erzähler in Gottfrieds 'Tristan'. In: BBSIA 27 (1975), S. 59.
- [42.232] zu: Reiner Dietz: Der 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg. In: BBSIA 27 (1975), S. 60. [vgl. 42.248]
- [42.233] zu: Gerhild Geil: Gottfried und Wolfram als literarische Antipoden. In: BBSIA 27 (1975), S. 61.
- [42.234] zu: Hanz Rolf: Der Tod in mittelhochdeutschen Dichtungen. In: BBSIA 27 (1975), S. 72.
- [42.235] zu: Ruodlieb. Faksimile-Ausgabe des Codex Latinus Monacensis 19486. In: Germanistik 16 (1975), S. 148f.

- [42.236] zu: Hug Schapler: Ein lieplichs lesen und ein warhafftige Hystorij. In: Germanistik 16 (1975), S. 159f.
- [42.237] zu: Ursula Hess: Steinhöwels 'Griseldis'. In: Germanistik 16 (1975), S. 880.
- [42.238] zu: Günter de Bruyn: Tristan und Isolde. In: BBSIA 28 (1976), S. 26.
- [42.239] zu: Ulrich Füetrer: 'Wigalois'. Hg. v. Heribert A. Hilgers. In: BBSIA 28 (1976), S. 26.
- [42.240] zu: Cleopas Beywl: Reimwörterbuch zu Ulrichs „Lanzelet“. In: BBSIA 28 (1976), S. 28.
- [42.241] zu: Hella Frühmorgen-Voss: Text und Illustration im Mittelalter. Hg. v. Norbert H. Ott. In: BBSIA 28 (1976), S. 34.
- [42.242] zu: Winfried Hofmann: Die Minnefeinde in der deutschen Liebesdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. In: BBSIA 28 (1976), S. 39f.
- [42.243] zu: Josef Klein: Textlinguistische Studien zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan“. In: BBSIA 28 (1976), S. 42.
- [42.244] zu: Gottfried Weber: Wolframs von Eschenbach Antwort auf Gotfrids von Strassburg „Tristan“. In: BBSIA 28 (1976), S. 56.
- [42.245] zu: Klaus Witteck: Welt und Kunst im Tristanroman. In: BBSIA 28 (1976), S. 57f.
- [42.246] zu: Peter Assion und Gundolf Keil (Hgg.): Fachprosaforschung. In: Germanistik 17 (1976), S. 10.
- [42.247] zu: Wernher der Gärtner: 'Helmbrecht'. Hg. v. Fritz Tschirch. In: Germanistik 17 (1976), S. 196f.
- [42.248] zu: Reiner Dietz: Der 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg. In: AfdA 88 (1977), S. 94–97. [vgl. 42.232]
- [42.249] zu: Eilhart von Oberg: 'Tristan'. Hg. v. Danielle Buschinger. In: BBSIA 29 (1977), S. 27f.
- [42.250] zu: Wilhelm Martin Esser: Abenteuer und Rätsel einer europäischen Sage. In: BBSIA 29 (1977), S. 33.
- [42.251] zu: Wolfgang Jupé: Die „List“ im Tristanroman Gottfrieds von Straßburg. In: BBSIA 29 (1977), S. 38f.
- [42.252] zu: Rolf Keuchen: Typologische Strukturen im „Tristan“. In: BBSIA 29 (1977), S. 39f.
- [42.253] zu: Gerd-Dietmar Peschel: Prolog-Programm und Fragment-Schluß in Gotfrits Tristanroman. In: BBSIA 29 (1977), S. 43f.
- [42.254] zu: Gerda Sälzer: Studien zu Gottfried von Straßburg. In: BBSIA 29 (1977), S. 46.
- [42.255] zu: Zimelien. Abendländische Handschriften des Mittelalters aus den Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin. In: BBSIA 29 (1977), S. 52.

- [42.256] zu: Helga Lengenfelder: Das 'Liet von Troyge' Herborts von Fritzlar. In: Germanistik 18 (1977), S. 126f.
- [42.257] zu: Margarete Sedlmeyer: Heinrichs von Freiberg Tristanfortsetzung im Vergleich zu anderen Tristandichtungen. In: Germanistik 18 (1977), S. 760.
- [42.258] zu: Gottfried von Straßburg: 'Tristan und Isolt'. Hg. v. Hans Ferdinand Maßmann. In: BBSIA 30 (1978), S. 28.
- [42.259] zu: Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde. übertr. v. Günter Kramer. In: BBSIA 30 (1978), S. 28.
- [42.260] zu: Otto Warnasch: „Der Mantel“. In: BBSIA 30 (1978), S. 28.
- [42.261] zu: Winfried Christ: Rhetorik und Roman. In: BBSIA 30 (1978), S. 34.
- [42.262] zu: Bruno Dietrich Gloger: Vermutungen um Gottfried von Straßburg. In: BBSIA 30 (1978), S. 36f.
- [42.263] zu: Dietmar Mieth: Dichtung, Glaube und Moral. In: BBSIA 30 (1978), S. 44f.
- [42.264] zu: Christine Wiedemann: Ulrich Füetters Bearbeitung des „Iwein“ Hartmanns von Aue in erzählerischer und sprachlich-stilistischer Hinsicht. In: BBSIA 30 (1978), S. 56.
- [42.265] zu: Dagmar Hirschberg: Untersuchungen zur Erzählstruktur von Wolframs 'Parzival'. In: Germanistik 19 (1978), S. 111.
- [42.266] zu: Der Roman von Königin Sibille. Hg. v. Hermann Tiemann. In: Germanistik 19 (1978), S. 738f.
- [42.267] zu: Beatrice Margaretha Langmeier: Forschungsbericht zu Gottfrieds von Straßburg Tristan mit besonderer Berücksichtigung der Stoff- und Motivgeschichte für die Zeit von 1759 – 1925. In: Germanistik 19 (1978), S. 1106.
- [42.268] zu: Gerhard Peter Knapp: Hector und Achill: Die Rezeption des Trojastoffes im deutschen Mittelalter. In: AfdA 90 (1979), S. 145–150.
- [42.269] zu: Gottfried von Straßburg: 'Tristan'. Hg. v. Peter Ganz. In: BBSIA 31 (1979), S. 28.
- [42.270] zu: Heinrich von Freiberg: Dichtungen. Hg. v. Alois Bernt. In: BBSIA 31 (1979), S. 28f.
- [42.271] zu: Eugen Kölbing: Die nordische Version der Tristan-Sage. In: BBSIA 31 (1979), S. 29.
- [42.272] zu: Dolores Baumgartner: Studien zu Individuum und Mystik im „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg. In: BBSIA 31 (1979), S. 31.
- [42.273] zu: Hans Bayer: Gralsburg und Minnegrotte. In: BBSIA 31 (1979), S. 31f.
- [42.274] zu: Peter Czerwinski: Die Schlacht- und Turnierdarstellungen in den deutschen höfischen Romanen des 12. und 13. Jahrhunderts. In: BBSIA 31 (1979), S. 35.
- [42.275] zu: Ulrich Engelen: Die Edelsteine in der deutschen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. In: BBSIA 31 (1979), S. 35f.

- [42.276] zu: Walter Haug: „Das Land, von welchem niemand wiederkehrt“. In: BBSIA 31 (1979), S. 37f.
- [42.277] zu: C. Stephen Jaeger: Medieval Humanism in Gottfried von Straßburg's Tristan und Isolde. In: BBSIA 31 (1979), S. 39.
- [42.278] zu: Dagmar O'Riain-Raedel: Untersuchungen zur mythischen Struktur der mittelhochdeutschen Artusepen. In: BBSIA 31 (1979), S. 44f.
- [42.279] zu: Rüdiger Schnell: Zum Verhältnis von hoch- und spätmittelalterlicher Literatur. In: BBSIA 31 (1979), S. 46f.
- [42.280] zu: Peter Wapnewski: Der traurige Gott. In: BBSIA 31 (1979), S. 49.
- [42.281] zu: Peter Wapnewski: Richard Wagner. In: BBSIA 31 (1979), S. 49f.
- [42.282] zu: Michael S. Batts: The Bibliography of German Literature: An Historical and Critical Survey. In: Germanistik 20 (1979), S. 610f.
- [42.283] zu: Joseph Bédier: Der Roman von Tristan und Isolde. übers. v. Rudolf G. Binding. In: BBSIA 32 (1980), S. 27.
- [42.284] zu: Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde. Faksimile-Ausgabe des Cgm 51. In: BBSIA 32 (1980), S. 28.
- [42.285] zu: Gottfried von Straßburg: Tristan. übers. v. Xenja von Ertzdorff, Doris Scholz und Carola Völkel. In: BBSIA 32 (1980), S. 28f.
- [42.286] zu: Wolfgang Adam: Die „Wandelung“. In: BBSIA 32 (1980), S. 30.
- [42.287] zu: Joachim Bumke: Mäzene im Mittelalter. In: BBSIA 32 (1980), S. 34f.
- [42.288] zu: Gisela Emrich-Müller: Der Schicksalsbegriff in den Dichtungen Wolfram von Eschenbachs im Vergleich zu den Werken Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg und dem Nibelungenlied. In: BBSIA 32 (1980), S. 38.
- [42.289] zu: Hannes Kästner: Mittelalterliche Lehrgespräche. In: BBSIA 32 (1980), S. 44.
- [42.290] zu: Fritz Peter Knapp: Der Selbstmord in der abendländischen Epik des Hochmittelalters. In: BBSIA 32 (1980), S. 45f.
- [42.291] zu: Hermann Kunisch: Von der „Reichsunmittelbarkeit“ der Poesie. In: BBSIA 32 (1980), S. 48.
- [42.292] zu: Ulrich Pretzel: Kleine Schriften. Hg. v. Wolfgang Bachofer und Karl Stackmann. In: BBSIA 32 (1980), S. 52.
- [42.293] zu: Renate Roos: Begrüßung, Abschied, Mahlzeit. In: BBSIA 32 (1980), S. 53.
- [42.294] zu: Werner Schröder; Text und Interpretation. Das Gottesurteil im „Tristan“ Gottfrieds von Strassburg. In: BBSIA 32 (1980), S. 57.
- [42.295] zu: Ernst Trachsler: Der Weg im mittelhochdeutschen Artusroman. In: BBSIA 32 (1980), S. 60.
- [42.296] zu: Franziska Zajadacz: Motivgeschichtliche Untersuchungen zur Artusepik. In: BBSIA 32 (1980), S. 64f.

- [42.297] zu: Gottfried von Straßburg: Tristan. Neu hg. und übers. v. Rüdiger Krohn. In: BBSIA 33 (1981), S. 28.
- [42.298] zu: Gottfried von Straßburg: Tristan und Isold. Nach der Übertragung v. Hermann Krutz bearb. v. Wolfgang Mohr. In: BBSIA 33 (1981), S. 28f.
- [42.299] zu: König Artus und seine Tafelrunde. Nhd. Hg. v. Karl Langosch. In: BBSIA 33 (1981), S. 30f.
- [42.300] zu: Kristina Jürgens-Lochthove: Heinrich Wittenwilers „Ring“ im Kontext hochhöfischer Epik. In: BBSIA 33 (1981), S. 43.
- [42.301] zu: Hans-Joachim Koppitz: Studien zur Tradierung der weltlichen mittelhochdeutschen Epik im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert. In: BBSIA 33 (1981), S. 44.
- [42.302] zu: Hugo Kuhn: Liebe und Gesellschaft. Hg. v. Wolfgang Walliczek. In: BBSIA 33 (1981), S. 44f.
- [42.303] zu: Kurt Ruh: Höfische Epik des deutschen Mittelalters. Zweiter Teil. In: BBSIA 33 (1981), S. 51f.
- [42.304] zu: Peter K. Stein: Literaturgeschichte – Rezeptionsforschung – „Produktive Rezeption“. In: BBSIA 33 (1981), S. 55f.
- [42.305] zu: Bernd Thum: Aufbruch und Verweigerung. Literatur und Geschichte am Oberrhein im hohen Mittelalter. In: BBSIA 33 (1981), S. 8.
- [42.306/7] zu: Ulrich von Türheim: ‘Tristan’. Hg. v. Thomas Kerth. In: BBSIA 32 (1980), S. 29f., und in: PBB 104 (1982), S. 481–483.
- [42.308] zu: Jacob von Maerlant: ‘Historie van den Grale’ und ‘Boek van Merlin’. Hg. v. Timothy Sodman. In: BBSIA 34 (1982), S. 28f.
- [42.309] zu: Die Sagen von Merlin. Hg. v. Albert Schulz. In: BBSIA 34 (1982), S. 29.
- [42.310] zu: Tankred Dorst: Merlin oder Das wüste Land. In: BBSIA 34 (1982), S. 30.
- [42.311] zu: Heide Göttner-Abendroth: Die Göttin und ihr Heros. In: BBSIA 34 (1982), S. 32f.
- [42.312] zu: Hannes Kastner: Harfe und Schwert. In: BBSIA 34 (1982), S. 34f.
- [42.313] zu: Bert Nagel: Kleine Schriften zur deutschen Literatur. In: BBSIA 34 (1982), S. 39.
- [42.314] zu: Elfriede Sulz: Der „Lohargrin“ Ulrich Füetters in Vergleich mit dem alten Epos. In: BBSIA 34 (1982), S. 42.
- [42.315] zu: Peter Wapnewski: Tristan der Held Richard Wagners. In: BBSIA 34 (1982), S. 43.
- [42.316] zu: Werner Hoffmann u. Gottfried Weber: Gottfried von Straßburg. In: BBSIA 34 (1982), S. 43.
- [42.317] zu: Hans-Henrik Krummacher (Hg.): Beiträge zur bibliographischen Lage in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: Germanistik 23 (1982), S. 7f.

- [42.318] zu: Die Elsässische „Legenda aurea“. Bd. 1: Das Normalkorpus. Hg. v. Ulla Williams und Werner Williams-Krapp. In: Germanistik 23 (1982), S. 357f.
- [42.319] zu: Johannes von Sacrobosco: Das Puechlein von der Spera. Francis B. Brévert. In: Germanistik 23 (1982), S. 359.
- [42.320] zu: Konrad von Ammenhausen: Das Schachzabelbuch. Hg. v. Carmen Bosch-Schairer. In: Germanistik 23 (1982), S. 359f.
- [42.321] zu: Konrad von Meigenberg: Die deutsche Sphaera. Hg. v. Francis B. Brévert. In: Germanistik 23 (1982), S. 360.
- [42.322] zu: Konrad Heinfogel: 'Sphaera materialis'. Text und Kommentar. Hg. v. Francis B. Brévert. In: Germanistik 23 (1982), S. 366.
- [42.323] zu: 'Büchelin wye der Mensch bewar das Leben sein'. Hg. v. Dietrich Kurze. In: Germanistik 23 (1982), S. 367.
- [42.324] zu: Christoph Weißer: Studien zum mittelalterlichen Krankheitslunar. In: Germanistik 24 (1983), S. 666.
- [42.325] zu: Gloria Werthmann-Haas: Altdeutsche Übersetzungen des Prager „Sendbriefs“. In: Germanistik 24 (1983), S. 699.
- [42.326] zu: Die Elsässische „Legenda aurea“. Bd. 2: Das Sondergut. Hg. v. Konrad Kunze. In: Germanistik 25 (1984), S. 134f.
- [42.327] zu: Alexander Schwarz: Sprechaktgeschichte. In: Germanistik 25 (1984), S. 407.
- [42.328] zu: Cedric E. Pickford und Rex W. Last: The Arthurian Bibliography. In: Germanistik 25 (1984), S. 420f.
- [42.329] zu: Susan L. Clark und Julian N. Wassermann: Thomas Hardy and the Tristan Legend. In: Germanistik 25 (1984), S. 426f.
- [42.330] zu: Klaus Düwel: Werkbezeichnungen der mittelhochdeutschen Erzählliteratur. In: Germanistik 25 (1984), S. 439f.
- [42.331] zu: Siegrun Kraschewski-Stolz: Studien zu Form und Funktion der Bildlichkeit im 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg. In: Germanistik 25 (1984), S. 441.
- [42.332] zu: Klaus Morsch: schœne daz ist hœene. In: Germanistik 25 (1984), S. 810.
- [42.333] zu: Markku Kantola: Studien zur Reimsprache des 'Lanzelet' Ulrichs von Zazikhoven. In: Germanistik 25 (1984), S. 814.
- [42.334] zu: Die Celestina-Übersetzungen von Christof Wirsung. Hg. v. Kathleen V. Kish und Ursula Ritzenhoff. In: Germanistik 26 (1985), S. 381f.
- [42.335] zu: Christoph Huber: Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde. In: Germanistik 27 (1986), S. 851.
- [42.336] zu: Christoph Cormeau und Wilhelm Störmer: Hartmann von Aue. In: PBB 109 (1987), S. 126–128.
- [42.337] zu: Johannes Schilling: Arnold von Lübeck. Gesta Gregorii Peccatores. In: Germanistik 28 (1987), S. 445f.

- [42.338] zu: Kari Keinstö: Studien zu Infinitivkonstruktionen im mittelhochdeutschen Prosa-Lancelot. In: Germanistik 28 (1987), S. 754f.
- [42.339] zu: Orlanda Soei Han Lie: The Middle Dutch Prose Lancelot. In: Germanistik 29 (1988), S. 886.
- [42.340] zu: Xenja von Ertzdorff: Romane und Novellen des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland. In: Germanistik 30 (1989), S. 676.
- [42.341] zu: Elspeth Kennedy: Lancelot and the Grail. In: PBB 111 (1989), S. 477–481.
- [42.342] zu: Die Elsässische „Legenda aurea“. Bd. 3: Die lexikalische Überlieferungsvarianz, Register, Indices. Hg. v. Ulla Williams. In: Germanistik 31 (1990), S. 372.
- [42.343] zu: Wider allen den suhtin. Deutsche medizinische Texte des Hoch- und Spätmittelalters. Hg. v. Thomas Bein. In: Germanistik 31 (1990), S. 601.
- [42.344] zu: Zwei ostmitteldeutsche Bearbeitungen lateinischer Prosadenkmäler. Eine anonyme deutsche Übersetzung des ‘Buches von Troja nach Guido de Columnis’. Hg. v. Hildegard Boková und Václav Bok. Der ostmitteldeutsche Traktat ‘Welch furste sich vnde syne erbin wil in synem furstenthum festin’ nach Aegidius Romanus, ‘De regimine principum’. Hg. v. Uta Störmer In: Germanistik 32 (1991), S. 424.
- [42.345] zu: Beate Ackermann-Arlt: Das Pferd und seine epische Funktion im mittelhochdeutschen ‘Prosa-Lancelot’. In: Arbitrium 1992, S. 43–45.
- [42.346] zu: J. Lacy Norris: The New Arthurian Encyclopedia. In: Germanistik 33 (1992), S. 68f.
- [42.347] zu: Petra Fochler: Fiktion als Historie. In: PBB 115 (1993), S. 164–172.
zu: Horst Brunner (Hg.): Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: PBB 115 (1993), S. 164–172.
- [42.348] zu: Thomas Neil: Tristan in the Underworld. In: Germanistik 34 (1993), S. 642.
- [42.349] zu: Klaus M. Schmidt: Begriffsglossar und Index zu Ulrich von Zatzikhoven Lanzelet. In: Germanistik 34 (1993), S. 683f.
- [42.350] zu: Clifton D. Hall: A Complete Concordance to Gottfried von Straßburg’s Tristan. In: Germanistik 36 (1995), S. 142f.
- [42.351] zu: ‘Huge Scheppel’ / ‘Königin Sibille’. Hg. v. Jan-Dirk Müller. In: ZfdA 124 (1995), S. 360–365.
- [42.352/3] zu: ‘Lanceloet’. Hg. v. Bart Besamusca und Ada Postma. In: Nederlandse Letterkunde 3 (1998), S. 299f., und in: ZfdA 127 (1998), S. 349–353.
- [42.354] zu: Eleonore von Österreich: ‘Pontus und Sidonia’. Hg. v. Reinhard Hahn. In: ZfdA 128 (1999), S. 469–472.
- [42.355] zu: Thordis Hennings: Altfranzösischer und mittelhochdeutscher Prosa-Lancelot. In: ZfdA 132 (2003), S. 517–523.

INGO KOPPENBORG: Hexen in Detmold. Verfolgung in der lippischen Residenzstadt 1599-1669 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 57), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2004, zugl. Diss. phil. Essen 2003, Abb. u. Tab., 220 S., 24,- €

Die vorliegende Essener Dissertation möchte im Wesentlichen zwei Desiderate der regionalen- wie überregionalen Hexenforschung einlösen. Zum einen sollen im Rahmen der lippischen Landesgeschichte erstmalig die beiden größeren Hexenprozesswellen in der Residenzstadt Detmold, die trotz des Untertitels im Wesentlichen zwischen 1653–54 und 1657–61 zu verzeichnen sind, anhand aktueller historiographischer Fragestellungen untersucht werden. Zum anderen unternimmt der Verfasser den Versuch, in methodischer Hinsicht Neuland zu betreten: Anhand seiner Mikrostudie, welcher eine penible multiperspektivische Auswertung eines fragmentarischen Quellenbestands zu rund 20 Strafverfahren zugrunde liegt, die von der Regierungskanzlei als landesherrlichem Kriminalgericht initiiert wurden, möchte er mit dem Instrumentarium der sozialen Konfliktforschung zu Ergebnissen gelangen, die für sich eine überregionale Bedeutung in Anspruch nehmen können.

Die strukturgeschichtliche Analyse Koppenborgs setzt mit einer breit angelegten Skizzierung der Rahmenbedingungen der Detmolder Prozesse ein. Angesprochen werden neben den üblichen wirtschaftlichen, demographischen, rechtlichen, kirchlichen und politischen Voraussetzungen frühneuzeitlicher Hexenverfolgungen in der Grafschaft Lippe auch deren „sozialhistorische[n]“ und „sozialpsychologische[n] Grundlagen“ (S. 13), deren Auswirkungen auf die Detmolder Stadtbevölkerung bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nachgegangen wird. Da der Schwerpunkt der Studie eindeutig auf soziokulturellen Zugriffen beruht, erscheint es zunächst verständlich, dass das umfangreiche Einführungskapitel („2. Voraussetzungen der Detmolder Hexenverfolgungen“), dessen Inhalt auf die Vielfalt polykausaler Erklärungsansätze der Forschung abhebt, dem Leser an einigen Stellen tatsächlich nur sehr oberflächige Hintergrundinformationen bietet. Bedauerlicher Weise übernimmt der Verfasser etwa im rechtsgeschichtlichen Kapitel seiner Arbeit (S. 20–36) häufig unreflektiert einen deutlich veralteten Forschungsstand, dessen Quintessenz lediglich der einschlägigen Handbuchliteratur entlehnt ist: Pauschale Aussagen zu den rechtsrechtlichen Grundlagen von Hexenprozessen etwa, die mittlerweile als allgemein revidiert gelten können, werden dabei ebenso wiedererzählt wie die simple Idealvorstellung rechts-historiographischer Provenienz, welche von einem streng linearen Fortschrittsverlauf innerhalb der deutschen Rechtsgeschichte ausgeht. Dabei habe ein „zunehmender Rationalismus“ (S. 21) im Justizwesen des 17. Jahrhunderts quasi auf evolutionärem Wege zum Aussterben prozessrechtlicher Exzesse in Hexensachen geführt – ein anachronistischer Mythos par excellence! Aufgrund eben jener Aneinanderreihung nur summarisch abgehandelter Unterpunkte, die in ihrem Umfang mit einer Viertel bis halben Seite häufig allzu knapp bemessen sind (2.1.1; 2.1.4; 2.2.4 usw.) hätte sich der Rezensent eine Konzentration auf wenige, besser ausgeleuchtete Determinanten des Detmolder Verfolgungshintergrun-

des gewünscht. Denn an den rein deskriptiven Passagen der Hintergrundanalyse leidet auch die Tragfähigkeit einiger Zwischenergebnisse der Lokalstudie: So liegt zum Beispiel dem „Chronologischen Vergleich der Hexenprozesswellen“ (Graphik, S. 70), welcher zwischen den einzelnen Gerichtssprengeln der lippischen Landstädte Lemgo und Detmold sowie dem Fürstbistum Paderborn vorgenommen wurde, schlicht veraltetes Zahlenmaterial für das Lemgoer Prozessaufkommen der Jahre 1566 bis 1681 zugrunde, dessen Herkunft dem Leser zudem durch die Anführung unkommentierter Archivsignaturen (S. 71, Anm. 327) verborgen bleibt.

Diese eher beiläufigen Monita dürfen aber nicht den Blick auf das durchaus beachtliche innovative Potential der Arbeit verstellen. Denn in den folgenden Kapiteln der Untersuchung („3. Hexenverfolgungen in Detmold“, „4. Analyse der Detmolder Prozesse“, „5. Die gesellschaftsstrukturellen Bedingungen und Auswirkungen der städtischen Hexenverfolgungen“) verfolgt Koppenborg sein eigentliches Forschungsanliegen. Deziert erörtert er die übergeordnete Fragestellung nach der soziokulturellen Funktion von Hexenverfolgungen am Detmolder Fallbeispiel – und dies auch in methodischer Hinsicht jenseits der ausgetretenen Pfade älterer Forschungsansätze. Der Verfasser bedient sich hierbei gekonnt aus dem Repertoire der historischen Konfliktsoziologie, welche die klassische Sozialgeschichte und ihre Spezialgebiete der Familien-, Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte mit scheinbar fachfremden ethnologischen und anthropologischen Aspekten der Hexenforschung erfolgreich vereint. Dieser erweiterte sozialgeschichtliche Ansatz entspricht durchaus dem gängigen Instrumentarium der modernen Geschichtswissenschaften und dürfte darüber hinaus der lückenhaften Quellenüberlieferung geschuldet sein, welche quantifizierende Untersuchungsansätze präferiert. Dennoch fällt eine gewisse Einseitigkeit der sozialgeschichtlichen Untersuchung auf, die sich primär für die horizontalen Interaktionen auf der „Untertanen“-Ebene zwischen Beklagten und Denunzianten im Hexenprozess interessiert. Diese Fokussierung führt zu einer bewussten Marginalisierung der Detmolder „Obrigkeiten“ (Landesherr, Stadtrat usw.) wie überhaupt des Gerichtspersonals (Justizbeamte, Notare, Advokaten, Prokuratoren usw.), deren noch ausstehende prosopographische Untersuchung als Desiderat an dieser Stelle angemerkt sei. Dabei vermag die Erklärung Koppenborgs für die Ausklammerung der administrativen Eliten aus seiner Untersuchung, indem er darauf hinweist, dass deren Bedeutung in der bisherigen Forschung „überbetont“ (S. 110) gewesen sei, freilich nicht zu überzeugen. Vielmehr läge doch in einer Verschränkung beider Kommunikationsebenen, zudem in einer Verquickung der horizontalen mit den vertikalen Diskursen, ein Erkenntnispotential begründet, das alle Prozessbeteiligten einbinden würde.

Die meisten Einzelergebnisse der Arbeit werden durch statistisch-analytische Auswertungen des städtischen Prozessmaterials empirisch gestützt und graphisch dargestellt: Fragen nach dem Verhältnis der Geschlechterzugehörigkeit von Anklägern und Zeugen werden dabei ebenso ausführlich erörtert und beantwortet wie beispielsweise die Analyse der außergerichtlichen Verteidigungsstrategien von Verdächtigen oder das Verhalten ihrer Familienangehörigen. Ohne an dieser Stelle die neuen Erkenntnisse in ihrem Detailreich-

tum erschöpfend bilanzieren zu können, gelangt Koppenborg in seiner Mikrostudie zu insgesamt interessanten und durchaus weiterführenden Einzelergebnissen. Dem Verfasser gelingt es dabei nicht nur eine über weite Strecken überzeugende Rekonstruktion des „sozialpsychologischen Klimas“ der Detmolder Hexenverfolgungen vorzunehmen, sondern auch – und hierin liegt eindeutig die Stärke der Arbeit – die Herausarbeitung signifikanter Verhaltens- und Interaktionsmuster, die jenseits des Einzelfalls zwischen Anklägern, Zeugen und Opfern wiederholt beobachtet werden konnten. Aufgrund dieser beinahe nomothetischen Qualität der Untersuchungsergebnisse gewinnt der Leser tiefe Einblicke in die Wirkungszusammenhänge zwischen Nachbarschaftskonflikten, innerfamiliären Streitigkeiten und dem obrigkeitlichen Angebot des Hexenprozesses, dessen Verfahren zur Lösung derartiger Auseinandersetzungen genutzt wurde. Dabei konnte die Eigendynamik jener Prozesse, wie im Fall der Familie Mauritz eindrücklich vorgeführt, zur gezielten Auslöschung ganzer Familienverbände mit juristischen Mitteln führen.

Obwohl dem Verfasser durchaus bewusst ist, dass es hinsichtlich der Absicherung seiner lokalen Ergebnisse auf breiter überregionaler Front noch weiterer Vorarbeiten ähnlichen Zuschnitts bedarf, empfiehlt sich die Detmolder Studie trotz der skizzierten Defizite als ein im Kern solider Markstein der neueren interdisziplinären Hexenforschung.

Michael Ströhmer, Paderborn

KATHOLISCHES PFARRAMT ST. MICHAEL, BRAKEL (Hg.): 1304–2004 – 700 Jahre Krankenhaus Brakel. Vom Heilig-Geist-Hospital zum St. Vincenz-Hospital Brakel, Höxter: Huxaria Verlag 2004, 216 S., 111 Abb., davon 23 farbige, 19,50 €

Unter der redaktionellen Leitung von Pfarrer Wilhelm Koch ist zum 700-jährigen Bestehen des Krankenhauses in Brakel eine Gemeinschaftsarbeit von vier Autoren – darunter drei Historiker und ein Journalist – zustande gekommen, die die Geschichte der Kranken- und Armenpflege in Brakel von ihren Anfängen um 1300 bis zur Gegenwart nach wissenschaftlichen Maßstäben beleuchtet und allgemein verständlich für ein breites Publikum aufbereitet. Den Autoren ist es gelungen, die konkrete Geschichte des Brakeler Hospitals mit den Erkenntnissen der allgemeinen Geschichte der Krankenversorgung zu verknüpfen. Die vier Aufsätze sind chronologisch angeordnet und Zäsuren in der baulichen Entwicklung bilden das Kriterium, nach dem die einzelnen Beiträge unter den Autoren aufgeteilt sind. Die Artikel sind nicht nach einheitlichen Vorgaben strukturiert, handeln aber alle in der jeweils eigenen Gliederung baugeschichtliche Aspekte, verwaltungstechnische und ökonomische Gesichtspunkte und das Alltagsleben der Bewohner und Patienten des Hospitals ab. Die Ausführungen gehen an den entsprechenden Stellen ins Detail und bereichern durch zusätzliche Exkurse das Gesamtbild. Die Autoren schaffen so einen kurzweiligen Durchgang durch 700 Jahre Krankenhausgeschichte in Brakel. Dabei gehen sie auch auf Defizite in der lokalen Forschung ein, weisen auf mögliche Themen hin, die einer weiterführenden Vertiefung bedürften, und erarbeiten selbst neue Forschungserkenntnisse.

So kann Bernd Zymner durch ein genaues Studium der Quellen die Ersterwähnung eines Marienaltars im Heilig-Geist-Hospital auf das Jahr 1302 datieren, also zwei Jahre vor der bisherigen Datierung. Zymner veranschaulicht mit der Interpretation der Urkunden von 1304 und 1306, von denen bisher angenommen wurde, sie enthielten die ältesten Erwähnungen des Hospitals, frühe Machtkonflikte zwischen Stadtrat und Pfarrer, die wohl durch die Rivalität um die finanziellen Einkünfte aus dem Hospitalbetrieb ausgelöst wurden. Der Autor zieht archäologische Befunde heran und rekonstruiert so die mittelalterliche Baugeschichte des Hospitals, die mit dem Dreißigjährigen Krieg einen ersten Einschnitt erfuhr.

Hieran knüpfen die neuen Ergebnisse von Michael Ströhmer an, der die Jahre zwischen 1645 und 1850 untersucht hat. Ströhmer belegt anhand der schriftlichen Überlieferungen, dass das Hospital in dem Untersuchungszeitraum nicht an dem bisher angenommenen Standort nachgewiesen werden könne. Außerdem sei der Grund für einen neuen Bauplatz nicht die Zerstörung der alten Gebäude durch Kriegseinwirkungen gewesen, sondern die Absicht der neuen Betreiber, den Kapuzinermönchen, dem Hospital und dem Kloster eine völlig abgeschlossene Klausur zu geben. Aber nicht nur baugeschichtliche Aspekte werden in den Untersuchungen von Ströhmer und Zymner besprochen. Auf der Basis der überlieferten Quellen beschreiben die beiden Beiträge besonders die alltäglichen Lebensumstände der Bewohner des Hospitals, wozu die leibliche, die seelsorgerische sowie die finanzielle Versorgung der Bedürftigen und der damit verbundene Verwaltungsaufwand gehörte.

Roland Linde befasst sich mit der Neugründung des St. Vincenz-Hospitals in Brakel von 1849. Mit der Einführung neuer hygienischer und medizinischer Standards, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurden, kann man nun von einem Krankenhaus sprechen, das sich deutlich von einem Hospital des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit unterscheidet. Während im Hospital noch hilfsbedürftige Menschen dauerhaft versorgt und gepflegt wurden, unterziehen sich im Krankenhaus Kranke und Verletzte einer zeitlich begrenzten und unter ärztlicher Kontrolle stehenden Behandlung (S. 128). Bis zur Inbetriebnahme des Krankenhauses am heutigen Standort im Jahr 1973 übernahmen die Vincentinerinnen den Krankenhausbetrieb.

Über die Geschichte der drei Jahrzehnte bis zur Gegenwart berichtet der Journalist Christoph Lehmann. Der Zeitraum ist gekennzeichnet durch technische Innovationen, der Einrichtung von medizinischen Fachabteilungen und einem ständigem Ausbau des Krankenhauses. Die organisatorische Zusammenlegung mit dem Krankenhaus Bad Driburg zu einer Gesellschaft soll die Krankenversorgung in Brakel weiterhin konkurrenzfähig machen.

Eine Grundlinie, die in dem Buch erkennbar wird, ist die Bedeutung einer kompetenten Verwaltung, die nicht nur in der Gegenwart, sondern seit den Anfängen des Hospitalbetriebs – neben der alltäglichen Pflege der Bedürftigen – eine wichtige Rolle gespielt hat, um den Fortbestand des Brakeler Krankenhauses bis heute zu sichern.

Pfarrer Wilhelm Koch hat es durch die Verpflichtung der Autoren und einiger Nachwuchskünstler der katholischen Grundschule Brakel, die noch zusätzliche Farbe in das Buch gebracht haben, geschafft, eine Geschichte des Krankenhauses in Brakel vorzulegen, die wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird und gerade auch durch die äußerst verständliche Sprache für ein nichtwissenschaftliches Publikum sehr ansprechend ist.

Martin Dröge, Paderborn

JOACHIM LILLA: Leitende Verwaltungsbeamte und Funktionsträger in Westfalen und Lippe (1918–1945/46). Biographisches Handbuch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Reihe 22 A; Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung, Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Gruppe, Bd. 16), Münster: Aschendorff 2004, 362 S., 27,00 €

Hätte es noch eines Beweises für die These der umfassenden Unterstützung des NS-Regimes durch bürgerliche Funktionselemente bedurft, so ist er mit Joachim Lillas Handbuch zumindest für Westfalen erbracht. Schon beim ersten Durchblättern dieses hervorragend edierten Handbuchs wird deutlich, wie stark sich Partei- und Verwaltungskarrieren im Nationalsozialismus vermischten. Jüngere Forschungstrends mit deutlicheren Akzenten auf prosopographische Ansätze werden mit dem vorliegenden Werk erleichtert.

Das Buch gliedert sich in drei Teile: 1. eine überblicksartige, komprimierte Verwaltungs- und Institutionengeschichte, 2. eine Übersicht über die Stelleninhaber und deren Amtszeiten und 3. die eigentliche biographische Dokumentation mit rd. 400 Kurzbiographien. Diese enthalten neben den Lebensdaten des Betreffenden Angaben zu dessen schulischem und beruflichem Werdegang, ggf. zur Entnazifizierung sowie zu seiner Mitgliedschaft in Parteien und Verbänden. Selbstverständlich enthalten die Einträge Quellen- und Literaturhinweise. Die Auswahl der Personen beschränkt sich nicht auf das staatliche Beamtentum, sondern bezieht auch die Funktionsträger der NSDAP und ihrer Gliederungen mit ein – ein in den Augen des Rezensenten notwendiges Vorgehen, will man dem polykratischen Charakter des Dritten Reiches gerecht werden. Allein bei der Auflistung der einbezogenen Personengruppen erahnt man, welche enorme Arbeit in dem Handbuch steckt. Lilla hat beispielsweise sowohl die wichtigsten Vertreter der oberen Landesbehörden als auch Regierungs- und Polizeipräsidenten sowie Landräte einbezogen. Auch die Direktoren bzw. Vizepräsidenten des Provinzialschulkollegiums bzw. die Leiter der Abteilung für Höheres Schulwesen des Oberpräsidiums finden sich hierin. Bedauerlicherweise gilt dies nicht für Vertreter der Landesuniversität bzw. deren Verwaltung. Auch die Vertreter von Justizbehörden fehlen „trotz umfassender“ (S. 11) Recherchen weitgehend. Der Autor hält sich mit einer Kommentierung zurück, der Rezensent kann aufgrund eigener Erfahrungen nur vermuten, dass ein weiterhin herrschender Korpsgeist innerhalb der Justiz die Offenlegung der Personalakten unterband. Darüber hinaus kann der Nutzer auf biographische Einträge zu Funktionsträgern von NSDAP und SS zurückgreifen.

Was bringt dies nun alles? Einige der biographischen Einträge kann man auch in allgemeinen Nachschlagewerken recherchieren. Doch ist sowohl der Fokus auf Westfalen als

auch die Einbeziehung der mittleren Verwaltungsebene ein besonderes Merkmal dieses Handbuchs. Dadurch wird deutlich, dass Hitlers willige Vollstrecker nicht nur im fernen Osteuropa gehaust, sondern auch in westfälischen Amtsstuben ihren Dienst versehen haben.

Rainer Pöppinghege, Paderborn

CHRISTIAN ZUR NEDDEN: Die Strafrechtspflege im Königreich Westphalen (1807 bis 1813). Dargestellt anhand der Praxis westphälischer Gerichte (Europäische Hochschulschriften Reihe 2: Rechtswissenschaften, Bd. 3609), zugl. Univ. Diss. Freiburg 1999, Frankfurt am Main: Peter Lang Verlagsgruppe 2003, 160 S., 34,00 €

Die meisten Staaten der westlichen Welt verstehen sich als demokratische Rechtsstaaten. Der Begriff Rechtsstaatlichkeit ist jedem politisch aufgeklärten Bürger unseres Kulturkreises geläufig. Doch was bedeutet Rechtsstaatlichkeit eigentlich? Die Betrachtung der auf den ersten Blick oft sehr verschiedenen Rechtssysteme und Staatsformen allein kann wohl kaum eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben. Ein Schlüssel zum Verständnis von Rechtsstaatlichkeit in ihren Grundzügen kann die Suche nach wesentlichen historischen Einflüssen auf die Rechtssysteme der europäischen Staaten sein. Einer dieser wesentlichen Einflüsse ist – besonders für Deutschland – zweifellos das nachrevolutionäre französische Recht, das während der napoleonischen Kriege in besetzte Gebiete wie das Königreich Westphalen exportiert wurde.

In der oben genannten Dissertation befasst sich der Jurist Christian zur Nedden mit der Strafrechtspflege im Königreich Westphalen, einem Satellitenstaat des napoleonischen Frankreichs. Ziel seiner Arbeit ist es, anhand der Untersuchung der Strafrechtspflege festzustellen, inwieweit das Königreich Westphalen eine tatsächliche Vorbildfunktion gehabt hat. Im Wesentlichen beschäftigt sich dieses Buch mit der Diskrepanz zwischen den formulierten Ansprüchen und der praktischen Anwendung der im Königreich Westphalen eingeführten Strafjustiz. Als wichtigste Veränderungen des Gerichtsverfahrens werden die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, sowie die Entscheidung durch Geschworene dargestellt. Anhand der einzelnen dargestellten Phasen der Einführung und Durchführung des neuen Rechts wird jedoch deutlich, wie die theoretisch-philosophischen Ansprüche oft an den Zwängen der Praxis, politischen Interessen und oft an allzu Menschlichem scheiterten. Das besonders Spannende an diesem Buch ist, dass es nicht in einer starren Analyse der Rechtsfragen und Institutionen verharrt, sondern die an den Prozessen beteiligten Menschen in den Mittelpunkt stellt. Dabei beschränkt sich der Autor nicht nur auf die Reaktionen von Juristen, Beamten und Entscheidungsträgern auf die neue Strafjustiz, sondern zeigt auch die Reaktionen der einfachen Bevölkerung.

Mit der Darstellung des Prozesses gegen den Braunschweiger Zitronenhändler Claus, der sich 1812 wegen des Mordes an einem französischen Offizier, mit dem seine Ehefrau Ehebruch beging, verantworten musste, beschreibt Christian zur Nedden einen in vielfältiger Hinsicht brisanten Fall. Seinen besonderen Reiz erhält dieser dadurch, dass es sich

um einen Mord an einem französischen Offizier handelte. Während die westphälische Justiz ein großes Interesse daran hatte, den Franzosen zu beweisen, dass sie gerade in diesem Fall entschlossen und konsequent handeln konnte, unterstützte die Öffentlichkeit den Angeklagten Claus. Dieser Fall wird als ein Beispiel dafür angeführt, wie die Behörden die Effizienz des Verfahrens im Hinblick auf eine zügige Durchführung über die Rechte des Individuums und damit auch über die Ansprüche der neuen Strafjustiz stellten. Dieses Verhalten war nicht nur unter einigen Juristen umstritten, es zog auch den Unmut der Bevölkerung nach sich. In seiner kurzen Schlussbetrachtung fasst der Autor die Erfahrungen mit den Veränderungen der Strafrechtspflege im Königreich Westphalen zusammen und bewertet ihre Modellhaftigkeit sowie ihre Nachwirkungen.

Dieses Buch beschreibt, wie der Titel schon andeutet, im wesentlichen den Einfluss des französischen Rechts auf das Königreich Westphalen. Dem Autor ist es jedoch nur bedingt gelungen, die Ergebnisse seiner Recherchen in einen gesamthistorischen Kontext zu setzen. Welchen Einfluss die westphälische Strafrechtspflege auf die Nachfolgestaaten des Königreichs sowie auf andere Staaten hatte, wird in der verhältnismäßig kurzen Schlussbetrachtung lediglich angedeutet. Eine konsequentere Analyse der Auswirkungen hätte den Gebrauchswert dieses Buches für das Geschichtsstudium sicherlich erhöht. Ein weiterer Schwachpunkt ist das Fehlen von Erläuterungen juristischer Begriffe, welche dem Laien das Verständnis der Lektüre wesentlich erleichtert hätten. Christian zur Nedden ist es dennoch gelungen, ein lesenswertes Buch zu verfassen, welches auf etwa 140 relativ verständlichen Seiten einen kompakten und in sich schlüssigen Eindruck vom Einfluss des französischen Rechts auf den deutschen Raum vermittelt.

Konstantinos Lazaridis, Paderborn

ULRICH VOGT: Farbiges Paderborn – einst und jetzt. Spurensuche in einer alten Stadt mit Farbfotos von 1937, 1981 und 2002, Paderborn: H & S Verlag 2003, 2. Aufl., 120 S., Abb., 18,00 €

ULRICH VOGT: Die Kinder vom Ikenberg. Paderborn im Zweiten Weltkrieg, Paderborn: H & S Verlag 2003, 156 S., 240 farbige Fotos, 15,00 €

ULRICH VOGT: Das Paderborner ABC. Buchstaben als Spuren der Geschichte einer alten Stadt, Paderborn: H & S Verlag 2005, 36 S., 30 schwarz-weiß und 150 farbige Abb., 1 Poster, 9,90 €

„Farbiges Paderborn- einst und jetzt“ aus dem Jahr 2002 ist in der Reihe der bislang erschienen Veröffentlichungen Ulrich Vogts über seine Heimatstadt das Erstlingswerk. Im Jahr 1981 hatte der Autor einen Vergleich von einzelnen Paderborner Ansichten vor und nach dem Krieg erstmals bei einer Ausstellung gezogen, bei der er Farbfotos aus dem Jahr 1937 neuen Exemplaren von denselben Standorten entgegenstellte. Etwas mehr als zwanzig Jahre später präsentiert er der Öffentlichkeit in Buchform eine aktualisierte Version. Vierzig Farbfotos aus dem Jahr 1937 werden auf der rechten Buchseite so präsentiert, dass Gelegenheit besteht, sie nach dem Umblättern mit einem aktuellen Foto desselben Ortes

aus dem Jahr 2002 vergleichen zu können. Wo es zwischenzeitlich zu deutlichen Veränderungen kam, ist zusätzlich noch ein Foto aus dem Jahr 1981 abgebildet.

Die Idee der „Stadtralley“ bietet dem Leser die Möglichkeit, die Stadt aktiv kennen zu lernen. Der Buchdeckel enthält auf der gesamten Fläche des Innenteils einen Plan der Paderborner Innenstadt und kann zeitgleich als Lesezeichen verwendet werden. Der Stadtplan zeigt die im Buch angelegte Route mit einzelnen Stationen für eine Spurensuche durch die Stadt. Der Leser kann somit das Buch gleichzeitig als Stadtführer nutzen. Wer sich nicht selbst auf den Weg machen möchte, kann auch die dazugehörige Webseite nutzen. Auf einer Doppelseite wird diese Option unter dem Link www.altpaderborn.de anschaulich präsentiert und nimmt so einem vielleicht in dieser Hinsicht noch unerfahrenen Leser die Scheu, sich dieses Mediums zu bedienen. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, sondern möchte vielmehr dem interessierten Bewohner oder Besucher der Stadt eine Übersicht bieten, die ohne eine umfassende Archivarbeit kaum möglich gewesen wäre.

Der Anruf einer Frau, die glaubte, sich auf einem Foto aus dem ersten Buch wieder erkannt zu haben, gaben Ulrich Vogt den Anstoß, über ein kleines Wohnviertel am Fuße des Doms zu recherchieren. Heute existiert dieses Viertel nicht mehr: der so genannte „Ikenberg“. Im Jahr 2003 ist als Ergebnis dieser Nachforschungen „Die Kinder vom Ikenberg“ erschienen. Exemplarisch werden einige der Bewohner, die damals z. T. als Kinder die Zeit des Zweiten Weltkrieges in der Paderstadt miterlebten, vorgestellt. Der Focus liegt auf der Frage nach den Auswirkungen, welche die NS-Herrschaft auf die Menschen und das Alltagsleben einer so christlich-katholisch geprägten Stadt wie Paderborn hatte. Fotos unterstützen die lebendig erzählten, biographischen Geschichten; Abbildungen von Dokumenten bringen dem Leser die Alltäglichkeiten jener Zeit näher. Die Hervorhebung des biographischen Bezugs wird bis zum Abschluss des Buches eingehalten, wo ein knapper bebildeter Überblick auf den Lebensweg der ehemaligen Bewohner der Häuser am Ikenberg und ein aktueller Bericht über die Lebenssituation der Menschen gegeben werden.

Seine aktuellste Veröffentlichung aus dem Jahr 2005, „Das Paderborner ABC, Buchstaben als Spuren einer alten Stadt“, ist laut Einführung ein Kinderbuch gegen den Krieg. Kindern ab der vierten Klasse soll näher gebracht werden, dass die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs das Bild der Stadt teilweise stark verändert haben. Das Buch ist zielgruppengerecht gestaltet, indem ein für Kinder verständlicher Sprachstil gewählt wurde und der Band mit vielen Fotos zur Illustration ausgestattet ist. Ähnlich wie bei dem ersten Band enthält das Buch eine „Rallye“ durch die Innenstadt. Der Autor hat dazu Motive gewählt, die Buchstaben abbilden oder ihnen ähneln, z.B. besondere architektonische Formen an Gebäuden aus der Paderborner Stadt. In alphabetischer Reihenfolge dienen sie als Leitfaden für eine Spurensuche durch die Stadt. Auf spielerische Art und Weise sollen Mädchen und Jungen angeleitet werden, gezielt Gebäude und Plätze aufzusuchen, anhand derer die Veränderungen des Stadtbildes durch die Zerstörungen des Krieges demonstriert werden können. Sehr liebevoll gestaltet, zeigt das Buch viele – auch dem erwachsenen Leser – unbekannte Bilder des „alten“ Paderborns. Im Kontrast zueinander stehen Fotos von

Paderborn als Ruinenstadt und die aktuelle Ansicht nach dem Wiederaufbau. Zusätzlich ist dem Buch ein kleines Poster mit den abgebildeten Buchstaben beigelegt; für den multimedial interessierten Leser ist der Hinweis zur eigenen Webseite gegeben. Alle Bücher enthalten sowohl ein Verzeichnis über die verwendete Literatur als auch einen ausführlichen Vermerk über Bildquellen und -autoren.

Tanja Steins, Paderborn

ARNOLD SCHWEDE: Das Münzwesen im Hochstift Paderborn. 1566–1803 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XI), Paderborn: Bonifatius Verlag 2004, 691 S., Abb., 66,00 €

Man kann wohl ohne Übertreibung von einem „Mammutwerk“ der numismatisch-frühneuzeitlichen Forschung sprechen, wenn man Arnold Schwedes Publikation zum Paderborner Münzwesen des späten 16. bis frühen 19. Jahrhunderts mit fast 3kg Gewicht in Händen hält. Auf 691 großformatigen Seiten umreißt der Autor zum ersten Mal seit Joseph Weingärtners zwischen 1873 und 1882 erschienenen Aufsätzen und dem verloren gegangenen Manuskript Bernhard Stoltes aus den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts das Paderborner Münzwesen von Dietrich IV. von Fürstenberg (1585–1618) bis zu Friedrich Wilhelm von Westfalen (1782–1789). Dabei wurde hier chronologisch gesehen der zweite Schritt vor dem ersten getan, wenn man bedenkt, dass diesem an sich schon beeindruckenden Werk alsbald der von Peter Illisch aus Münster vorbereitete Band zur Paderborner Münzgeschichte des Mittelalters folgen soll.

Den Beginn der Betrachtung des Paderborner Münzwesens macht eine kurze Umschreibung der Münzgeschichte zu Beginn der frühen Neuzeit von der Einführung der Talerprägung bis zum Geldwesen des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) und der Vereinigung des Fürstbistums Paderborn mit dem Königreich Preußen nach dem Frieden von Lunéville (9. Februar 1801). Selbst unkundigen Laien sollten danach numismatische Fachbegriffe wie „Reichsmünzordnung“ oder „Kipper- und Wipperzeit“ kein Geheimnis mehr sein.

Es folgt eine Abhandlung zum Münz- und Prägerecht der Paderborner Erzbischöfe. Zeitgenössische Zeichnungen und Grundrisse geben einen Einblick in den Betrieb und die Ausstattung der Münzstätte Neuhaus. Darauf folgt ein Verzeichnis der leitenden Münzbeamten/ Hersteller von Paderborner Münzen, dem äußerst nützliche Angaben zur Rechnungsweise des Paderborner Geldes, der Münzfüße und Gewichte angeschlossen sind, die eine Arbeitserleichterung für jeden sein werden, der bei seinen Forschungen in Paderborner Schriftquellen auf Geldbeträge stößt. Die Beschreibung vom Leben und Wirken des heiligen Liborius ist jedoch eher cursorisch angelegt und wäre im Hinblick auf die dürftigen Hinweise zur Forschungsliteratur letztlich auch entbehrlich gewesen. Bevor es dann zu den eigentlichen Objekten geht, werden noch Informationen zu den Münzfunden und dem Münzumsatz des Paderborner Geldes eingeschoben.

Der eigentliche Katalogteil enthält 381 Münztypen, die jeweils in Originalgröße – und zur näheren Betrachtung im Maßstab 2:1 – abgebildet sind. Es folgt der Name der Münz-

stätte (z. B. Brakel, Neuhaus oder Paderborn) und des Münzmeisters sowie eine detaillierte Beschreibung des Münzbildes mit Wiedergabe der jeweiligen Umschrift im Original ohne Normalisierung. Letzteres dürfte es für manchen ungeübten Leser schwierig machen, die Abkürzungen der Münzlegenden aufzulösen. Ein kleines Glossar wäre an dieser Stelle vielleicht hilfreich gewesen. Das Auffinden des Beginns der Umschrift wird dafür durch die Uhrzeigerangabe (z. B. „1 Uhr“) erleichtert. Die Nennung des Prägemetalls mit Durchmesser der Münze, umfangreiche Standortangaben (mit Einzelgewichten) aus europäischen Museen, Archiven und Sammlungen sowie ausführliche Literaturzitate runden die vorzüglich ausgeführten Beschreibungen ab. Gegebenenfalls folgen Bemerkungen zu Fundzusammenhängen oder Varianten.

Eingeleitet wird jedes Kapitel mit einem Verzeichnis der Lebensdaten des zu besprechenden Bischofs mit ausführlicher Schilderung seines Wappens und Wahlspruchs – insofern also auch ein Fundus für Heraldiker. Natürlich sind auch die Sedisvakanzprägungen (1683, 1718–19, 1761–63), bei denen es sich um reine Repräsentationsmünzen handelt, und die Kupfermünzen des Paderborner Domkapitels sowie der Städte Paderborn und Warburg berücksichtigt worden. Es folgen ein kurzer historischer Abriss zur Amtszeit des jeweiligen Münzherrn und biographische Details zu den einzelnen, unter ihm tätigen Münzmeistern (mit Münzmeisterzeichen). Hinzu treten Auszüge aus Briefen und Rechnungen zwischen dem Auftraggeber und seinen Münzmeistern, die in einem Anhang („VI. Verordnungen, Protokolle und Vereinbarungen“) um weitere Schriftquellen, u. a. zu den Paderborner Landesverordnungen, Protokolle der Münzprobationstage und Bestallungsurkunden, ergänzt werden. Eine Konkordanz erleichtert den Abgleich der von Weingärtner beschriebenen Münztypen mit den in der Publikation Schwedes verzeichneten Exemplaren. Drei detaillierte Karten geben einen hervorragenden Einblick in die Fundverteilung neuzeitlicher Paderborner und Warburger Münzen inner- und außerhalb Westfalens. Ein umfangreiches Personen-, Orts- und Sachregister erleichtert das Auffinden relevanter Textstellen, wobei auf die ausufernde Registrierung von einschlägigen Nominalbezeichnungen (Dukat, Silbermünze, Pfennig etc.) verzichtet wurde.

Fazit: Das Großformat und die Fülle der Informationen auf jeder Seite machen es (gerade) dem (ungeübten) Leser numismatischer Literatur oftmals nicht leicht, den strukturierenden Überblick zu behalten, wozu auch die gewählte Schriftart beiträgt, die zwar optisch einen guten Eindruck macht, aber nicht unbedingt geeignet ist, den Inhalt eines Abschnitts mit einem Blick zu erfassen. Überwältigend ist die Fülle von Details zum Paderborner Münzwesen über die rein deskriptive Numismatik hinaus – vielfältige Schriftquellen geben einen Eindruck in die administrativen Tätigkeiten einer Münzstätte, biographische Daten vermitteln Hintergrundwissen zu Münzherrn/ Münzmeistern und Wappenbeschreibungen lassen das Herz eines jeden Heraldikers höher schlagen. Hinzu kommen die Photographien der einzelnen Objekte, die den Vergleich und die Einordnung der eigenen Sammlung erheblich erleichtern. Leider lässt gelegentlich die Qualität der Illustrationen besonders im Hinblick auf Schärfe und Ausleuchtung zu wünschen übrig (vgl. beispielsweise Nr. 116, Nr. 140 oder Nr. 220) – ein geringfügiger Wermutstropfen, der nicht

dem Autor anzulasten ist und den Gesamteindruck auch nicht wesentlich zu schmälern vermag. Zusätzliche Abbildungen von handschriftlichen Zeugnissen, Stempelpaaren, Siegeln und Entwurfszeichnungen geben außerdem einen Einblick in das historische Umfeld der Münzprägung.

Insgesamt ein gelungenes Nachschlagewerk zum Paderborner Münzwesen, das für einen langen Zeitraum maßgebend bleiben wird und auch optisch ein Schmuckstück in jeder numismatischen Literatursammlung darstellt.

Sebastian Steinbach, Paderborn

JENS SCHNEIDER/ MATTHIAS WEMHOFF (Hg.): Vorstoß in historische Tiefen. 10 Jahre Stadtarchäologie in Paderborn (MittelalterStudien, Bd. 4), München: Wilhelm Fink Verlag 2003, 154 S., Abb., 29,90 €

Die Vorstellungen von Genese und Entwicklung mittelalterlicher Städte sind in den vergangenen dreißig Jahren stark durch Beiträge der Stadtarchäologie verändert worden. Auch in Paderborn, wo zunächst die in den vergangenen Jahren neu bearbeiteten und interpretierten Ausgrabungen Wilhelm Winkelmanns im Bereich der früh- und hochmittelalterlichen Königs- und Bischofspfalz im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen, trugen zahlreiche kleinere und größere Ausgrabungen zur Kenntnis der Besiedlung des mittelalterlichen Stadtareals bei. Zunächst ehrenamtlich betrieben, wird die Stadtarchäologie seit 1994 vom Museum in der Kaiserpfalz mitgetragen, und der vorliegende Band soll eine Übersicht über Erreichtes und Problematisches ihres zehnjährigen Wirkens bieten.

Methodische Fragen zum Verhältnis von schriftlicher Überlieferung und archäologisch dokumentierten Überresten bei der Erforschung städtischer Frühformen thematisiert zunächst Matthias Wemhoff (Erlesene und ergrabene Geschichte: Zum Verhältnis schriftlicher und archäologischer Quellen am Beispiel der Geschichte der Stadt Paderborn, S. 11–21). Ausgehend von einem Artikel in der Neuen Westfälischen Zeitung über die Ausgrabungen Winkelmanns im Jahr 1968 charakterisiert er beide Quellengattungen als unterschiedliche Sprachen, deren Verständnis jeweils auf eigene Weise erlernt werden muss. Bei diesem Lernprozess kommt es nahezu unumgänglich zu Fehlern, wie Wemhoff am Beispiel der zunächst als „Thron Karls des Großen“ interpretierten Treppenanlage im Bereich nördlich des Paderborner Domes zeigt. Er weist darauf hin, dass Geschichtswissenschaft und Archäologie voneinander getrennt ihre Ergebnisse erarbeiten, aber jeweilige Fragestellungen wahr- und aufnehmen sollten. Der Archäologie weist er dabei aufgrund ständig neu erschlossener Funde eine inspirierende Rolle zu und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass diese neu entdeckten Überreste auch zu neuen Fragestellungen an die bereits bekannte schriftliche Überlieferung führen (S. 14f., S. 18). Voraussetzung dafür ist jedoch eine Veröffentlichung auch älterer Grabungsergebnisse, wie er sie sich unter anderem dringend für den Bereich des Abdinghofklosters wünscht (S. 14, S. 19). Im Anschluss zeigt Wemhoff am Beispiel verschiedener Ausgrabungsareale, auf welche Weise die Archäologie in der Lage war, ältere Vorstellungen von der städtischen Entwicklung Paderborns zu revidieren. So konnte am „Kamp“ deutlich gemacht werden, dass es für einen dortigen

Verlauf einer älteren, vielleicht der Zeit Meinwerks angehörenden Befestigung der Marktsiedlung, wie sie noch 1981 im Blatt Paderborn des Westfälischen Städteatlas in der letztlich auf Überlegungen Bernhard Ortmanns zurückgehenden Darstellung der Wachstumsphasen angenommen wurde, keine Anhaltspunkte gibt (S. 16). Am Kötterhagen und im Bereich der Sparkasse konnte ein sich auch in den Straßennamen „Grube“ und „Krumme Grube“ niederschlagender Steinbruch aus der Karolingerzeit nachgewiesen werden, der sich im Westen und Süden um die Domburg herumzieht. Daraus ergeben sich neue Fragen zum ursprünglichen Verlauf des Hellweges (S. 17), der möglicherweise den Bereich des Abdinghofes tangiert und auf dessen älteste Besiedlung dann die Domburg Bezug genommen hätte (S. 17). Ausgangspunkt städtischer Entwicklung ist nach Wemhoffs Meinung weniger der Bereich „der Bürgerstadt des 13. Jahrhunderts“, „sondern das Gebiet um die Quellen“ (ebd.). Aus dem Gebiet östlich der Domburg liegen keine vor die Zeit um 1200 zurückreichende Funde und Befunde vor.

Auf die Fundchronik Paderborns 1992–1999 (Marianne Moser, S. 23–26) folgend geht die gleiche Autorin vertiefend auf die von Wemhoff bereits in ihren Konsequenzen berührten Grabungen im Areal am „Kamp“ ein (Marianne Moser, *Drei stadtkernarchäologische Untersuchungen am Kamp in Paderborn. Ein kurzer Vergleich*, S. 27–38). Die von Bernhard Ortmann als Relikte einer Marktbefestigung Meinwerks angesehenen Mauerfragmente waren demnach fünf verschiedenen Gebäuden zugehörig (S. 28). Im 12. Jahrhundert befanden sich am „Kamp“ Ministerialenhöfe, und erst nach dem Wegzug ihrer Inhaber auf ländliche Sitze wurde das Gebiet parzelliert und in langrechteckige Grundstücke aufgeteilt. In der frühen Neuzeit entstanden dort Häuser, deren Inhaber Juristen waren, die mehrfach auch den Bürgermeister stellen konnten (S. 36). Gemeinsam mit Sveva Gai stellt Marianne Moser die „Holz- und Lederfunde der Ausgrabung „Kamp 1994“ in Paderborn (S. 39–65) vor. Es folgt, wiederum von Marianne Moser, ein Beitrag zu dem ebenfalls bereits von Matthias Wemhoff vorgestellten Befund des karolingerzeitlichen Steinbruchs bzw. der Grabenanlage im Bereich „Grube“ und „Kötterhagen“ südwestlich der Domburg (*Ein Leben in der Tiefe, oder: verkehrte Welt in Paderborn?*, S. 67–72), der in der Zeit Karls des Großen begonnen und unter Meinwerk sowohl zur Materialentnahme als auch zum Schutz der Domburg weiterbenutzt worden sei. Schwer zu erklären bleibt, warum seit dem 12. Jahrhundert auf der Sohle des Grabens noch anspruchsvolle Gebäude errichtet wurden, während er an anderer Stelle bereits verfüllt wurde. Joachim Kleinmanns stellt in einem anschließenden kurzen Beitrag Fensterglasreste aus diesem Grabungsareal vor (*Glasfenster des 15. bis frühen 17. Jahrhunderts aus Paderborn. Zur Auswertung von Flachglasfunden der Grabung „Kötterhagen“*, S. 73–79).

Dem Gebiet an den Quellen widmet sich Marianne Moser gemeinsam mit Guido Berndt (*Spuren mittelalterlichen Handwerks an der Warmen Pader: Die Rettungsgrabung „Synagoge“ vom 6. bis 25. November 1998*, S. 81–101). Am westlichen Arm der Warmen Pader fanden sich Siedlungsreste, die aufgrund der Keramik der Römischen Kaiserzeit, dem 7./8. sowie dem 9. und 10. Jahrhundert zugeordnet werden können. Ofen- und Materialreste (Anhang 3, S. 99) zeigen Buntmetallverarbeitung in diesem zumindest mit einem

Graben abgegrenzten Areal an, in dem Handwerker also wohl schon vor der in der *Vita Meinwerci* für das frühe 11. Jahrhundert überlieferten Ansiedlung solcher Berufsgruppen am gleichen Ort tätig waren (S. 88). Im 12./13. Jahrhundert erfolgte eine Bebauung in Stein, und die Auswertung der botanischen Reste aus einer Brunnenverfüllung scheint anzudeuten, dass in unmittelbarer Nachbarschaft des Brunnens Obst und Wein angebaut wurden und ein Walnussbaum seine Äste sogar über den Brunnenschacht hängen ließ (S. 97). Beigemischte Ackerunkräuter zeigen, dass Roggen als Winter-, Gerste als Sommergetreide angebaut wurde. Die Autoren deuten diesen Befund so, dass das steinerne Gebäude Teil eines „sehr gepflegten“ Anwesens gewesen sein müsse, das auf landwirtschaftliche Produktion ausgerichtet gewesen sei (S. 98). Zu überlegen wäre, ob es sich dabei nicht auch um den Hof einer ländlichen Grundherrschaft oder eines Klosters gehandelt haben könnte, in dem landwirtschaftliche Erzeugnisse zum Verkauf auf dem Paderborner Markt zwischengelagert wurden.

Ausgrabungsflächen im Bereich der Stadtmauer der Zeit seit 1183 und den darin deutlich werdenden nachfolgenden Bebauungsstrukturen widmet sich Sven-Hinrich Siemers (*Zwischen den Türmen der Stadt – Die Ausgrabung „Altes Zollamt“, Rosenstraße 18, in Paderborn*, S. 103–113). Zum ersten Mal gelang ein Einblick in die Bauweise der Mauer (S. 105); der vorgelagerte Stadtgraben war ursprünglich, wie die Regelung des Fischereirechtes im Jahr 1483 zeigt, mit Wasser gefüllt (S. 106f.). Im 16. Jahrhundert erlebte die Stadtmauer noch einmal eine Ausbauphase, bevor um die Mitte des 19. Jahrhunderts in diesem Bereich Wohnbebauung an die Stelle der kommunalen Befestigung trat. 1921 zog nach Umbauten das Finanzamt Paderborn in den dort gelegenen Gebäudekomplex ein, das am 27. März 1945 einem Flächenbombardement zum Opfer fiel. Auch dessen Spuren wurden im Rahmen der Ausgrabung dokumentiert (S. 110f.). Kriegerische Auseinandersetzungen spielten aber nicht erst in der jüngsten Geschichte Paderborns eine oft traurige Rolle. Dies zeigen unter anderem die Waffenfunde vom Stadtareal, mit denen sich am Ende des Bandes Herbert Westphal auseinandersetzt (Waffenfunde der Ausgrabungen im Paderborner Stadtgebiet, S. 115–124). Bemerkenswert sind dabei vor allem die überwiegend dem ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit angehörenden Fragmente von Ringpanzern und Plattenharnischen sowie ein Streithammerkopf aus der Grabung „Kamp“, die Herbert Westphal jeweils ausführlich beschreibt und photographisch dokumentiert. Besondere technologische Untersuchungen widmet der gleiche Autor schließlich auch den Vorläufern heutiger Taschenmesser, den Klappmessern (Klappmesserfunde der Ausgrabungen in Paderborn zwischen 1964 und 2002, S. 125–135), die um 1700 von einem für den lokalen Bedarf in Paderborn tätigen Klingenschmied hergestellt wurden (S. 134).

Der Band endet mit einem Verzeichnis der Adressen von Autoren und Herausgebern (S. 137f.) und einem aus drucktechnischen Gründen zusammengefassten Block farbiger Abbildungen (S. 139–154). Im Sinne der von Matthias Wemhoff formulierten Notwendigkeit der Publikation stadttarchäologischer Forschungen auch zum Vergleich mit den Ergebnissen aus Nachbarregionen (S. 18f.) stellt der Band sicherlich einen Fortschritt im

Rahmen der Kenntnis westfälischer Stadtentwicklung dar. Aufgrund der bodendenkmalpflegerischen Notwendigkeiten der 1990er Jahre ist die Komposition der Beiträge des Bandes allerdings wenig stringent, und die vorangestellte zusammenfassende, bereits im Heft 77 der Paderborner Universitätsreden aus dem Jahr 2001 veröffentlichte Einleitung von Matthias Wemhoff stellt keine wirkliche Verklammerung der in diesem Band aneinander gereihten Aufsätze dar. Dennoch bleibt zu hoffen, dass die Beiträge Anregungen bieten zur weiteren Erforschung der in ihnen problematisierten Befunde, etwa der Bebauung auf der Sohle des Grabens südwestlich der Domburg oder zur Funktion des Hofes an der Warmen Pader. In jedem Fall ist der Band Zeugnis einer beeindruckenden Wirksamkeit des Museums in der Kaiserpfalz auch für die Stadtarchäologie in Paderborn.

Matthias Hardt, Leipzig

ANDREAS NEUWÖHNER: Den Kampf um die Freiheit verloren? Verwaltung und Finanzen der Stadt Paderborn im Spannungsfeld von städtischer Autonomie und frühmodernem Staat (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 48), Paderborn: Bonifatius 2004, zugl. Diss. phil. Paderborn 2002, 311 S., 34,80 €.

Das Titelbild der hier anzuzeigenden Arbeit, einer 2002 von der Universität Paderborn angenommenen und mit dem Ignaz-Theodor-Liborius-Meyer-Preis des Vereins für Geschichte und Altertumskunde ausgezeichneten Dissertation, mag den mit der Paderborner Stadtgeschichte vertrauten Leser täuschen. Neuwöhner beschäftigt sich, anders als Jürgen Lotterer in seiner nahezu zeitgleich erschienenen Studie zur „Gegenreformation als Kampf um die Landesherrschaft“, nur am Rande mit der hier dargestellten Eroberung der Stadt Paderborn durch Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg, der Niederwerfung der protestantischen Bürgeropposition und der anschließenden Hinrichtung ihres Anführers Liborius Wichart 1604. Während Lotterer nämlich den „Kampf um Paderborn“ als Höhepunkt und vorläufigen Abschluss der Auseinandersetzungen zwischen den intermediären Gewalten und dem bischöflichen Landesherren betrachtet¹, nimmt Neuwöhner das bekannte Ereignis zum Anlass, um die weitere Entwicklung von „Verwaltung und Finanzen der Stadt Paderborn im Spannungsfeld von städtischer Autonomie und frühmodernem Staat“ zu untersuchen.

Erklärtes Ziel dieser „integrative[n] Darstellung von Verfassungsentwicklung, Stadtregiment sowie Haushalt und Finanzen“ (S. 16) ist es somit, „den Prozess der Integration der Hauptstadt des Hochstifts Paderborn in den geistlichen Staat zu erfassen und hierdurch einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des sich verändernden Verhältnisses zwischen dem frühmodernem Staat und den intermediären Gewalten zu leisten“ (S. 9).

¹ LOTTERER, Jürgen: Gegenreformation als Kampf um die Landesherrschaft. Studien zur territorialstaatlichen Entwicklung des Hochstifts Paderborn im Zeitalter Dietrichs von Fürstenberg (1585–1618) (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 42), Paderborn 2003, zugl. Diss. phil. Bochum 2000, hier bes. S. 327–343.

Indem die Studie zugleich das oftmals unreflektiert vom „modernen“ Zentralstaat des 19. Jahrhunderts her definierte Wesen des „frühmodernen“, hier eines geistlichen Staates problematisiert, reiht sich die Arbeit Neuwöhners trotz ihres stadtgeschichtlichen Fokus' ein in die von einer Gruppe Paderborner Wissenschaftler forcierte Erforschung der geistlichen Staaten im Nordwesten des Alten Reiches.²

Die Untersuchung bewegt sich dabei auf drei unterschiedlichen und doch eng miteinander verschränkten Ebenen: Nach einer einleitenden Skizzierung von Forschungs- und Quellenlage (S. 9–22) rücken in einem ersten Schritt die vier, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen Stadtgemeinde und Landesherren ausgehandelten bzw. von diesem oktroyierten Stadtordnungen in den Mittelpunkt. Sie verdeutlichen die verfassungspolitischen Rahmenbedingungen zwischen städtischer Autonomie und territorialstaatlicher Integration (S. 23–80). Es folgt eine präzise Analyse der Stadtordnungen von 1604, 1619, 1623 und 1639/42 sowie der ihnen zugrunde liegenden ereignisgeschichtlichen Entwicklungen zwischen der gewaltsamen Einnahme der Stadt 1604 und der Stellung der nun rekatholisierten und dem Landesherren gegenüber loyalen Stadt in den kriegerischen Auseinandersetzungen der 1630er Jahre. Sie verdeutlicht, dass die Integration der Landeshauptstadt in den durch Dietrich von Fürstenberg gestärkten Territorialstaat keineswegs linear im Sinne einer kontinuierlich abnehmenden städtischen Autonomie und Selbstverwaltung verlief. Zwar bedeutete die Durchsetzung des landesherrlichen Kontrollanspruchs, der sich in der Etablierung eines Schultheißen als obersten Beamten in der Stadt manifestierte, einen empfindlichen Einschnitt in das seit dem Mittelalter gewachsene bürgerliche Selbstverständnis. Zugleich jedoch hatten die traditionellen Organe der Selbstverwaltung ebenso Bestand wie die städtische Aufsicht über die Wirtschaftstätigkeit und die Einkünfte aus Steuern und Abgaben. Eine weitgehende Revision zugunsten der Stadt brachte zudem bereits die Stadtordnung von 1619. Nachdem die Stadtordnung von 1623 eine kurzfristige Rückkehr zum Ordnungskonzept von 1604 markiert hatte und die landesherrliche Kanzlei zur zentralen Aufsichtsbehörde avanciert war, beinhaltete die Stadtordnung von 1639/42 infolge der „konsequenten Ausrichtung der städtischen Politik auf die Wahrung der Loyalität“ gegenüber dem Landesherren schließlich eine „Restitution der städtischen Privilegien“ im Gesamtgefüge einer „staatlich kontrollierten und überformten Rats Herrschaft“ (S. 79f).

Wie die Stadt innerhalb dieser sich wandelnden verfassungspolitischen Rahmenbedingungen verwaltet wurde, untersucht Neuwöhner in einem nächsten Schritt (S. 81–154). Das „Stadtregiment“, worunter sowohl die kollegialen Leitungsgremien Stadtrat und Ausschuss der Gemeinheit als auch die Führungsämter Bürgermeister und Kämmerer sowie die Bediensteten zu subsumieren sind, war durch ein hohes Maß an personeller Kontinui-

² Vgl. dazu als Zwischenresümee BRAUN, Bettina/ GÖTTMANN, Frank/ STRÖHMER, Michael (Hg.): Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit (Paderborner Beiträge zur Geschichte, Bd. 13), Köln 2003, hier insbes. den einleitenden Beitrag von GÖTTMANN, Frank: Der nordwestdeutsche geistliche Staat als Forschungsaufgabe, S. 9–57.

tät und eine zunehmende Professionalisierung gekennzeichnet. Auch hier lassen sich verschiedene Phasen unterscheiden: Für eine erste, deutlich kürzere Phase (1605–1619), in der die Stadt direkt durch den bischöflichen Schultheißen regiert wurde, konstatiert Neuwöhner insbesondere im Bereich der Finanzverwaltung ein „Kompetenzgerangel“ zwischen dem bischöflichen Beamten, der ein „Fremdkörper innerhalb der Stadtregierung“ (S. 154) geblieben sei, und den alten städtischen Eliten. Die ursprüngliche Lösung erschien vor diesem Hintergrund bald als obsolet. Demgegenüber habe der Landesherr in einer zweiten Phase ab 1619 der Stadt ein größeres Maß an Autonomie zugestanden, wobei neben die landesherrliche Kontrolle durch die Kanzlei quasi eine systemimmanente durch die Stärkung der Position des Gemeinheitsausschusses getreten sei.

Im umfangreichsten Teil seiner Studie schließlich untersucht der Verfasser, wie sich diese Prozesse der Integration und Professionalisierung auf die städtischen Finanzen ausgewirkt haben (S. 155–255). Durch eine detaillierte Analyse der seit Beginn des 17. Jahrhunderts alle Einnahme- und Ausgabeposten zusammenführenden Stadtrechnungen kann Neuwöhner zeigen, dass das noch mittelalterlich geprägte Haus- und Rechnungswesen der Stadt parallel zu deren Integration in den sich ausbildenden Territorial- und Steuerstaat eine zunehmende Systematisierung erfuhr. Die geschah jedoch, ohne dass gleichwohl eine längerfristige Budgetplanung intendiert und mit Blick auf die jeweils situativ gefasste Steuerhebung möglich gewesen wäre.

Eine tiefgehende Durchleuchtung dieser für den „Normalhistoriker“ eher spröden Quellen unter einem strikt wirtschafts- und finanzgeschichtlichen Fokus beweist mit bemerkenswerter Stringenz, in welchem hohem Maße die Finanzsituation der Stadt Paderborn in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vom Kriegsverlauf geprägt wurde: Eine „eindeutige Abhängigkeit [...] von den Kriegseignissen“ (S. 199) lässt sich sowohl für die je nach Kriegsnähe schwankenden Einnahmen aus den unterschiedlichen Akzisen als auch für die Entwicklung der Neuverschuldung konstatieren. Erst unter dem Druck der außerordentlichen finanziellen Belastungen des Krieges wurde die zuvor nur ausnahmsweise genutzte Kreditaufnahme als probate Einnahmequelle entdeckt und führte zu einer „regelrechte[n] Finanzkrise und [der] anschließende[n] Überschuldung der Stadt“ (S. 214). Erkennbar werden die prekäre finanzielle Situation der Stadt und ihr langfristig eingeschränkter Handlungsspielraum, vergleicht man die Ausgaben für die Infrastruktur einerseits mit denen für die Zinszahlungen und Tilgungen andererseits: Während die Investitionen in die Infrastruktur – abgesehen vom Rathausneubau – lediglich deren Erhalt dienten, sollte der Zinsdienst bis zum Ende des 17. Jahrhunderts „eine erhebliche strukturelle Belastung für den Haushalt“ (S. 245) darstellen. Verschärft wurde diese Strukturkrise schließlich „ganz entscheidend“ (S. 259) durch die Erhöhung der Landessteuern, die die Stadt Paderborn leisten musste. Die Schatzungen, die sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts zunehmend zur fiskalischen Normalität entwickelten, kamen nur teilweise der Stadt selbst zugute. Sie wurden stattdessen „vom Landesherrn zur Alimentierung des frühmodernen Staates genutzt“ (S. 259).

Versucht man nun den Ertrag der Studie, deren Zahlengrundlagen in einem ausführlichen Tabellenanhang dankenswerterweise noch einmal dokumentiert werden (S. 273–

305), zu resümieren, so lässt sich einerseits auf zahlreiche instruktive Detailerkennnisse verweisen, etwa zum frühneuzeitlichen Haushalts- und Rechnungswesen (S. 155–164) oder auch zum finanzpolitisch offensichtlich nur wenig gravierenden, das öffentliche Bewusstsein bis in die Gegenwart hinein jedoch umso stärker prägenden Einfall Christians von Braunschweig 1622 (S. 231); sie lassen die Arbeit zu einer wertvollen Ergänzung der dreibändigen Stadtgeschichte Paderborns³ werden.

Andererseits mag der Leser nach 260, nicht immer ohne Redundanzen auskommenden Seiten eine eindeutige Antwort auf die im Titel aufgeworfene pointierte Frage vermissen. Der Verfasser betont selbst mehrfach, dass sich die zunehmende politische und fiskalische Integration der Stadt in den frühmodernen Staat und die damit einhergehende Einschränkung ihrer Autonomie „nicht durch die Aufhebung der weitgehend selbständig agierenden kommunalen Verwaltung“ (S. 260) vollzogen habe. Die den Prozess der Professionalisierung der Finanzverwaltung einleitenden landesherrlichen Reformen seien zumindest teilweise auf städtische Forderungen zurückzuführen. Wenn die Aussagen der quellengesättigten Studie gerade zum „Spannungsfeld von städtischer Autonomie und frühmodernem Staat“ und den dezidiert politischen Implikationen und Folgen der Entwicklung von Verwaltung und Finanzen zurückhaltend ausfallen, so mag dies daran liegen, dass die Strukturen des geistlichen Staates insgesamt unterbelichtet bleiben. Den versprochenen Beitrag zur Erforschung frühmoderner Staatlichkeit leistet die Studie somit nur bedingt.

Allerdings dürften auch die Quellen selbst zu der hier präferierten nüchternen Interpretation Anlass geben. Ob etwa die signifikante Steigerung des Anteils der Landessteuern am städtischen Haushalt im Sinne einer Strategie zur Integration der bis 1604 widerspenstigen Hauptstadt in den frühmodernen Staat gedeutet werden kann, einer Strategie, bei der – wie es der Einband nahe legt – das Finanzwesen an die Stelle der gewaltsamen Auseinandersetzung trat, mag man dahingestellt sein lassen. Ebenso, ob diese Entwicklung nur eine bedingt planbare Reaktion auf äußere Faktoren wie den Dreißigjährigen Krieg darstellte⁴. Dass der Blick auf die ökonomische und fiskalische Entwicklung einer Territorialstadt des 17. Jahrhunderts unabhängig vom lokalgeschichtlichen Interesse angesichts ähnlicher, wenn auch ungleich größere Dimensionen einnehmender finanzpolitischer Herausforderungen unserer Zeit spezifisch gegenwartsbezogene Einsichten ermöglicht, steigert den Wert der akribischen Arbeit Neuwöhners jedoch zweifellos.

Jörg Heger, Paderborn

³ JARNUT, Jörg/ GÖTTMANN, Frank/ HÜSER, Karl (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, 3 Bde., Paderborn u.a. 1999.

⁴ Zur grundsätzlichen Frage, inwieweit hinter den Maßnahmen des frühmodernen Staates per se ein bewusster Gestaltungswille vermutet werden darf, vgl. auch die Studie zu einem weiteren Paderborner Landesherrn des 17. Jahrhunderts: GÖTTMANN, Frank: Politik- und Herrschaftsverständnis Ferdinands von Fürstenberg, in: BÖRSTE, Norbert/ ERNESTI, Jörg (Hg.), Friedensfürst und Guter Hirte. Ferdinand von Fürstenberg. Fürstbischof von Paderborn und Münster (Paderborner Theologische Studien, Bd. 42), Paderborn u.a. 2004, S. 233–271, hier bes. S. 238f., S. 269–271.

Autorenverzeichnis

MARTIN DRÖGE, Magisterstudium in den Fächern Neuere und Neueste Geschichte, Medienwissenschaft und Erziehungswissenschaft. Studienschwerpunkte: Nationalismus, Liberalismus und Katholizismus im 19. Jahrhundert.

DR. MATTHIAS HARDT, Fachkoordinator für Mittelalterliche Geschichte und Archäologie am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

SIMONE HEIMANN M. A., Studium der mittelalterlichen Geschichte, Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit sowie Europäische Ethnologie in Münster und Bamberg. Von Oktober 2004 bis Juni 2006 Stipendiatin am Paderborner Mittelalterkolleg (IEMAN) der Universität Paderborn. Dissertationsvorhaben (Arbeitstitel): Die Ausbildung früh- und hochmittelalterlicher Bischöfe zu Architekten.

JÖRG HEGER, Studium der Fächer Deutsch und Geschichte für das Lehramt der Sek. I und II; Studienschwerpunkte Mittelalterliche Geschichte, Nationalsozialismus und Gedenkstättenpädagogik; z. Zt. Studienreferendar am Reismann-Gymnasium in Paderborn.

ANDRES LAUBINGER, Stipendiat des berufsbezogenen Paderborner MittelalterKollegs „Kloster und Welt im Mittelalter“ am IEMAN, Dissertation zu den ‚43 Gesprächen‘ des Erhart Groß.

KONSTANTINOS LAZARIDIS, Lehramtsstudent Gym./Ges. der Fächer Deutsch, Geschichte und Philosophie.

PD DR. RAINER PÖPPINGHEGE, seit 1998 Lehrender (Wiss. Ang.) für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: Regionalgeschichte und Kommunikationsgeschichte (insbes. Erster Weltkrieg).

PROF. DR. DIETER RIESENBERGER, nach dem Studium der Geschichte, Latinistik und Germanistik in Freiburg i. Br., Basel und Rom Staatsexamen und Promotion; zunächst Gymnasiallehrer. Habilitation 1976 an der Pädagogischen Hochschule Neuß; von 1989 bis 1998 Professor für Zeitgeschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität Paderborn. Veröffentlichungen zur Geschichte der DDR, des Nationalsozialismus, der Friedensbewegung und des Roten Kreuzes.

JENS SCHNEIDER M.A., Wiss. Ang. am Mittelalterinstitut (IEMAN) der Universität Paderborn, Publikationen zur frühmittelalterlichen Geschichte.

SEBASTIAN STEINBACH M.A., Studium der Mittelalterlichen Geschichte, Älteren deutschen Literatur und Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Februar 2004–Januar 2006 Stipendiat des Paderborner berufsbezogenen MittelalterKollegs „Kloster und Welt im Mittelalter“ am „Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens“ (IEMAN). Forschungsschwerpunkt: Münzrecht und Münzprägung im Früh- und Hochmittelalter. Dissertationsvorhaben [Arbeitstitel]: Münzrecht und Münzprägung der ostfränkisch-deutschen Klöster in ottonisch-salischer Zeit.

TANJA STEINS, Magister-Studentin der Fächer Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Neuerer und Neueste Geschichte, Kulturwissenschaftliche Anthropologie an der Universität Paderborn.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miszellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 25,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

c/o Die Sprachwerkstatt GmbH

Stettiner Straße 40–42

33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Stefanie Dick Dr. des.

(N 2.307; Tel. 60-2430)

Prof. Dr. Frank Göttmann

(N 2.329; Tel. 60-2437)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Osterather Str. 42, 50739 Köln
Tel. 0221/9561740, Fax 0221/9561741, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborcheln und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

N E U

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Kapuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

Zuletzt erschienen:

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.

Neuerscheinungen

BARBARA STAMBOLIS (Hg.), *Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsspielräume und Erinnerungsorte* (Paderborner Historische Forschungen, Bd. 13) Köln 2005, 494 S., Abb., geb., 39,80 €
ISBN 3-89498-154-7

Das Leben in Paderborn wurde und wird von Frauen und Männern gleichermaßen bestimmt. Aus der Tatsache, dass Bürgerinnen das Leben in der Stadt in den letzten zweihundert Jahren entscheidend mitgestalteten, leitet sich das Interesse ab, Paderborner Frauen aus dem Schatten ins Licht der Geschichte und der Erinnerung zu holen. So kann und soll bisher Unsichtbares sichtbar und die von einem männlichen Blick auf die Geschichte geprägte Hierarchie der Erinnerung aufgebrochen werden.

Weibliche Handlungsräume und Orte, die an weibliches Handeln, an Gruppen von Frauen, ihr berufliches und privates Engagement, ihre Einflussnahme auf politische Entscheidungen und ihre Leistungen erinnern, werden in diesem Sammelband vorgestellt. Die 19 Beiträge orientieren sich zum einen an weiblichen Aktionsräumen (in Vereinen, Verbänden, Berufen, Politik etc.) zum anderen an bereits bestehenden Erinnerungsorten (Preisträgerinnen, Gedenksteinen, Gräbern, Archiven u. a. m.) und berücksichtigen Fragen nach „Verortungen“ weiblicher Geschichte in der Paderborner Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.